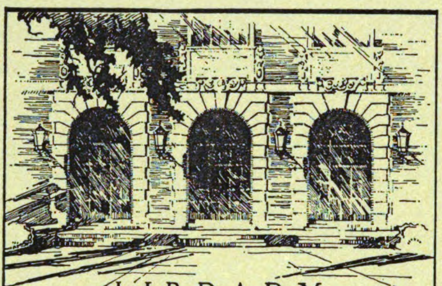
Die vier Lebensalter

von

Ernst Eckstein









Die vier Lebensalter.

Studien und Beiträge zu ihrer Charakteristik

von

Ernst Eckstein.



Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1887.

I.

Das Kindesalter.

Sobald der Mensch zur Besinnung kommt — das heißt also, in einer der verhältnißmäßig seltenen kontemplativen Stunden des Jünglingsalters — blickt er auf seine Kindheit zurück wie auf ein verlorenes Eden, auf eine Zeit der Glückseligkeit, deren unbewölkter Frühlingsglanz durch keine der dem Jünglingsalter eigenthümlichen Verzückungen und Phantasmen, durch keinen Traum der Liebe, des Lebensgenusses, der Macht und des Ruhmes ersetzt werden kann. Es wäre nun ein Irrthum, zu glauben, daß die Kindheit an positiven Schmerzen wesentlich ärmer wäre als die übrigen Lebensalter; demungeachtet giebt sich ihre Grundstimmung,

und zwar nicht nur für unsere verschönernde und ausschmückende Erinnerung, sondern auch für die ruhige, nüchterne Ueberlegung, als die des Glückes, des Sonnenscheins, des himmlischen Frühlings.

Schopenhauer verlegt diese unbestreitbare Glückseligkeit vornehmlich in den Umstand, daß wir uns in der Kindheit viel mehr erkennend als wollend verhalten; wie denn in der frühesten Jugend die Entwickelung des Cerebral- und Nervensystems der des übrigen Organismus weit vorauseile, so daß bereits mit dem siebenten Jahre das Gehirn seine volle Ausdehnung und Masse, wenn auch noch nicht seine vollständige Reife erlange.

„Wir haben“ — so heißt es wörtlich — „in der Kindheit nur wenige Beziehungen und geringe Bedürfnisse, also wenig Anregung des Willens. Der größere Theil unseres Wesens

geht demnach im Erkennen auf. Der Intellekt sucht unaufhörlich Nahrung in einer ganzen Welt des noch jungen Daseins, wo alles, alles mit dem Reiz der Neuheit überfirnißt ist. Hieraus entspringt es, daß unsere Kinderjahre eine fortwährende Poesie sind . . . Das Leben in seiner ganzen Bedeutsamkeit steht noch so frisch und ohne Abstumpfung seiner Eindrücke durch Wiederholung vor uns, daß wir, mitten unter unserem kindischen Treiben, stets im Stillen und ohne deutliche Absicht, beschäftigt sind, in den einzelnen Scenen und Vorgängen das Wesen des Lebens selbst, die Grundtypen seiner Gestaltungen und Darstellungen aufzufassen. Wir sehen, wie Spinoza es ausdrückt, alle Dinge und Personen sub specie aeternitatis . . ."

Dieser Behauptung Schopenhauer's liegt unzweifelhaft eine Wahrheit zu Grunde, insofern nämlich die rein ideale Freude an der Erkennt-

niß namentlich dem begabteren Kinde eine Nuance des Wesens aufprägt, die es mit dem Genie gemein hat. Im Uebrigen läßt sich doch manches dagegen einwenden.

Einmal veranschlagt Schopenhauer die Thätigkeit des Willens im Kindesalter offenbar zu gering. Jene große Hauptleidenschaft der menschlichen Existenz, die Liebe, die im Jünglingsalter die ganze Individualität in Beschlag nimmt, und die Schopenhauer vielfach als den Willen par excellence auffaßt, liegt hier allerdings noch im Schlummer, und verschont so das Kindesalter mit ihren gewaltigen, vom eudämonistischen Standpunkt so bedenklichen Erschütterungen. Dafür aber bekundet sich das Wollen in anderen Richtungen, und daß dies Wollen, gleichviel was nun sein Gegenstand sein möge, durchaus kein schwaches ist, davon weiß jede Mutter ein Lied zu singen. Das

Kindesalter ist ja vorzugsweise die Epoche des Eigensinns: was aber ist der Eigensinn anders als ein starres, in der Verfolgung seines Zieles unbeugsames Wollen, das denn auch, wie der Volksmund sehr richtig sagt, nicht gebeugt, sondern gebrochen werden muß. Ja, man darf behaupten, das Kind betrachtet von frühester Jugend an die Außenwelt unter dem Gesichtspunkt des Wollens. Sobald die kleinen Hände im Stande sind, einen Gegenstand zu ergreifen, machen sie ihn, gleichviel, ob er sich eignen mag oder nicht, dem Instinkte des Hungers dienstbar und führen ihn nach dem Munde; die dem Kindesalter eigenthümliche, schier unersättliche Eßbegier, deren Nichtbefriedigung ebenso häufig Thränen erpreßt wie die Nichtbefriedigung höher gearteter Triebe in späteren Lebensaltern, repräsentirt so recht eigentlich den „Willen zum Leben“ im Sinne Schopenhauer's.

Auch der im Kindesalter so unschön hervortretende und erst später durch die Reflexion beseitigte Neid, der alles haben will, nur weil es ein anderer hat, bekundet ein sehr starkes Obwalten jenes Princips, das nach Schopenhauer den Kern der Dinge ausmacht.

Angenommen jedoch, die Behauptung Schopenhauer's wäre unbedingt richtig, und das Glück des Kindesalters beruhte vornehmlich darin, daß die Erkenntniß den Willen zurückdrängt, so würde das Gleiche vom Greisenalter prädicirt werden müssen, wo jene Leidenschaften, die das Kind noch nicht kennt, überwunden sind, wo alle Ziele der Sehnsucht, nach denen die vorhergehenden Lebensalter gerungen haben, als nur relativ werthvoll durchschaut und deshalb mit der lächelnden Gleichmüthigkeit des geläuterten Philosophen ad acta gelegt sind. Auch bei dem körperlich und geistig

gesunden Greis — und zwar faktisch in weit höherem Grade, als dies Schopenhauer vom Kindesalter behauptet — fällt der Schwerpunkt des Daseins nach der Seite des Erkennens. Das Wollen schweigt, und die Signatur des Greisenalters, dafern es von äußerlichen Sorgen und Leiden frei ist, giebt sich daher als ruhige Heiterkeit mit einer sanft wehmüthigen Nuance.

Dennoch blickt selbst der glückliche Greis mit stiller Sehnsucht auf die Tage der Kindheit zurück und bekennt, das wahre und höchste Glück, dessen das menschliche Dasein fähig sei, falle in jene seligen Stunden der ersten Morgenröthe. Sonach muß für die Thatsache dieser Glückseligkeit eine andere Erklärung gesucht werden als die von Schopenhauer gegebene. Das Vorwiegen des Erkennens läßt sich auf der einen Seite bestreiten; auf der anderen, selbst wenn es eruirt wäre, reicht es nicht aus.

Auch darin kann, wie gesagt, nicht die specifische Glückseligkeit der Kindheit gesucht werden, daß etwa die Summe der positiven Leiden eine geringere wäre.

Wir sind versucht, über die kleinen Kümmernisse des Kindesalters zu lächeln, nur weil diese Kümmernisse oft durch Dinge hervorgerufen werden, die, vom Standpunkte unseres Wollens betrachtet, geringfügig scheinen. Wir sind jedoch durchaus nicht berechtigt, den Maßstab unseres Empfindens an ein fremdes zu legen. Dieselbe Wunde, die für den Löwen eine nichtige Schmarre ist, ist lebensgefährlich für die Gazelle. Ein Kind, das den zertrümmerten Kopf seiner Puppe beweint, empfindet einen wirklichen Schmerz; es ist tief innerlich unglücklich, unglücklicher vielleicht als manche Mutter, die um den Tod irgend eines Verwandten amtliche Trauer anlegt. Der Sextaner,

der zu Ostern sitzen bleibt, leidet nicht etwa einen Miniaturschmerz, über den wir zu spötteln befugt sind; sein Herz ist vielmehr von allen Qualen der Verzweiflung zerrissen, und der beste Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung liegt wohl darin, daß selbst bei so zartem Kindesalter Fälle von Selbstmord nicht unerhört sind. Dazu kommt die ungleich größere Empfänglichkeit gegen alle Eindrücke des körperlichen Schmerzes und der Mangel an Resistenzkraft. Diese Empfänglichkeit hängt mit der oben erwähnten voreilenden Entwickelung des Nerven- und Cerebralsystems, der Mangel an Resistenzkraft mit der geringen Entwickelung des Charakters zusammen. Ein Kind, das sich in den Finger schneidet, das sich klemmt, stößt rc., leidet unter gleichen Umständen weit mehr als der Erwachsene, und ist überdies solchen Unfällen in weit höherem Grade ausgesetzt. Die

Summe der positiven Leiden dürfte daher ein Resultat ergeben, das im Vergleich mit den übrigen Lebensaltern eher noch zu Ungunsten der Kindheit ausfiele.

Worin also liegt die Glückseligkeit der Kindheit, da hier nicht einmal die vergoldenden Zukunftsträume des Jünglingsalters Ersatz gewähren für das positive Leid, das zu dulden ist?

Unseres Erachtens in dem unschätzbaren Vorzug, daß dem Kind, namentlich in den ersten Lebensjahren, die Reflexion abgeht. Das Kind lebt nur in der Gegenwart; daher sind es auch nur die positiven, realen, gegenwärtigen Leiden, die ihm den Himmel seines Daseins umdüstern. Sobald dies Gewölk vorübergezogen ist, scheint ihm die Sonne der Glückseligkeit mit unvermindertem Glanze.

Anders bei dem Erwachsenen. Die bei weitem größere Hälfte alles Leidens, das wir

empfinden, resultirt aus der Reflexion, aus der Furcht vor dem, was da kommen wird, aus der selbstquälerischen Sorge, die sich das Mögliche ausmalt und hierzu die Farben einer allzu getreuen Erinnerung verwendet. Wie das Fürchterliche der Todesstrafe weit mehr in den entsetzlichen Stunden vor der Execution, als in dem rasch vorübergehenden, dem Delinquenten kaum zum Bewußtsein kommenden Akte dieser Execution selbst beruht, so liegt der größte Theil dessen, was der Mensch Unglück nennt, in der unermüdlichen Reflexion, die, weit über das augenblicklich Gegebene hinauseilend, das Zukünftige, meist in vergrößertem Maßstab, vergegenwärtigt, und sich auf diese Weise oft genug mit den Bildern von Eventualitäten abmartert, die niemals eintreten.

Ferner: das Kind gleicht in seiner Unerfahrenheit dem Nachtwandler, der sorglos über

die gefährlichsten Wege und Stege schreitet. Die späteren Lebensalter dagegen sehen rechts und links die gähnenden Abgründe, und wandeln somit dieselben Wege, die das Kind in voller Harmlosigkeit zurücklegt, mit sorgender Angst und starrer Beklommenheit. Das Kind kauert vergnügt unter dem Schwert, das an dünner Schnur ihm zu Häupten schwebt; es läßt sich demgemäß die leckeren Bissen, die der Tyrann, Leben genannt, ihm vorsetzt, vortrefflich munden, und freut sich wohl noch am blinkenden Glanze der Todesklinge, deren Bedeutung es nicht versteht. Der Jüngling dagegen, und in höherem Grade der Mann, ist nicht mehr im Stande, den Blick von dem dräuenden Stahl wegzuwenden. Die Schneide, die er schon im Geiste herabfahren sieht, verdirbt ihm von Grund aus den Appetit; — d. h. ohne Gleichniß gesprochen, die Rücksicht auf ein bedenkliches

Morgen stört ihn hundert Mal im Genusse des Heute.

Auch die Erinnerung trübt dem Kindesalter niemals die Gegenwart. Wenn es unter gewissen Umständen wahr ist, daß die Erinnerung an vergangenes Leid von gewissen Lustempfindungen begleitet wird, so gilt dies doch nur von solchem Leid, das wir als strikt-nothwendig, und zwar im natürlichen, nicht aber im metaphysischen Sinn nothwendig erkannt haben; denn metaphysisch gesprochen ist alles Geschehende in gleichem Maße nothwendig. Solches Leid jedoch, das nicht durch eine force majeure über uns verhängt wurde, sondern das mit dem Begriff einer Schuld verknüpft ist — sei dies nun eigne, sei es fremde Schuld — weckt bei der Erinnerung sehr häufig Gefühle der Unlust, im ersten Fall Gefühle der Reue, im zweiten Gefühle der Erbitterung, des Zornes, des Hasses. Dem-

gemäß empfiehlt Schopenhauer eine diätetische Zügelung unseres Erinnerungsvermögens und der die erinnerten Gegenstände ausmalenden Phantasie. Wir sollen ihr nicht gestatten, „ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen und dergleichen uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen, weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüth verunreinigt wird. Denn nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklus beigebrachten Gleichniß ist, wie in jeder Stadt neben den Edlen und Ausgezeichneten auch der Pöbel jeder Art (Ochlos) wohnt, so in jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen, das ganz Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja thierischen Natur, der Anlage nach vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult

aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen, da er sich häßlich ausnimmt: die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen dieses Pöbels. Hierher gehört auch, daß die kleinste Widerwärtigkeit, sei sie von Menschen oder Dingen ausgegangen, durch fortgesetztes Brüten darüber und Ausmalen mit grellen Farben zu einem Ungeheuer anschwellen kann, darüber man außer sich geräth. Alles Unangenehme soll man vielmehr höchst prosaisch und nüchtern auffassen, damit man es möglichst leicht nehmen könne."

Diese Zügelung der Phantasie, diese Gleichgültigkeit gegen alle Unbilden der Vergangenheit, diese retrospective Seelendiätetik, die sich der erwachsene Mensch nur auf dem Wege des mannhaften Entschlusses und wiederholter ernstlicher Bestrebungen, aber selbst dann nur unvollständig zu eigen macht, ist dem Kindesalter

völlig naturgemäß. Der Verlust, die Kränkung, der Schmerz, der dem Kinde noch eben glühende Thränen erpreßte, ist im nächsten Moment schon völlig vergessen; das Kind hat, wie der Volksmund sich ausdrückt, Lachen und Weinen in einer Tasche. Der herbste Kummer, der das Herz eines Kindes erschüttern kann, so intensiv er an sich sein mag, verhält sich daher zu dem Kummer des Erwachsenen, wie etwa das Schicksal des Wildes, das der Kugel des Jägers erliegt, zu dem Schicksal des verurtheilten Soldaten, der nach den Qualen einer kriegsgerichtlichen Aburtheilung hinausgeführt und in den Festungsgräben erschossen wird. Mit einem Worte, das Kind ist *sorglos*, und die Sorge ist ein grimmigerer Feind als der Schmerz.

Zu diesen mehr negativen Ursachen kommt als positive die große körperliche und geistige

Genußfähigkeit. Man weiß, mit welchen geringfügigen Kleinigkeiten man dem Kind eine Freude bereiten kann. Das nichtigste Spielzeug, ein farbiges Band, eine Blume, ein Stein erzielt hier oft größere Wirkungen, als beim Erwachsenen ein großes Ereigniß. Es bleibt noch abzuwägen, wer eine größere und reinere Freude empfindet — der Knabe, der seine ersten Stulpenstiefel anzieht, oder der Hauptmann, der zum Major avancirt. Wie die Biene aus jedem Kelch Honig zu saugen weiß, so macht das Kind jedes Object zum Gegenstand seiner schöpferischen Phantasie: es spielt damit — und was ist Spielen anders als ein dichtendes Umgestalten der Wirklichkeit, das ebenso unmittelbar beglückt, wie den Künstler das weltbewegendste Kunstwerk. Das Kind verwandelt den Stuhl in die Pracht-Equipage, mit der es durch ein wundersames Traumland einherkutschirt, durch

Gefilde, in denen Raum und Zeit keine Gültigkeit haben. Wie der Sohn des Harun al Raschid auf dem kunstvollen Rosse des Magiers, legt es im Flug einer Sekunde weite Strecken zurück, und sein leuchtendes Auge verkündet, wie sehr es im Ausspinnen dieser märchenhaften Evolutionen genießt. Es verwandelt den Stock in die Lanze des Ritters, die dunkle Ecke hinter dem Eichenschrank in die Höhle der Berggeister, sein enges Gemach in ein Königreich. Den Künstlern der weltbedeutenden Bretter vergleichbar, wechselt es unaufhörlich die Rollen; binnen weniger Stunden ist es Räuber, Husar, verzauberter Prinz, Arzt, Patient, Kutscher und Pferd, und wie lebhaft sich das Kind in seine Rollen hineindenkt, das erhellt aus der logischen Consequenz, mit der es sie durchführt — eine Consequenz, die so weit geht, daß der „Kutscher" dem „Pferde", am Schluß der Rundfahrt durch

die Wege des Gartens, zuruft: „So, nun mußt du still stehen und Gras fressen! — Hier bekundet sich die Verwandtschaft des Kindes mit dem Genie.

Neben diesen selbstschöpferischen Genüssen erblühen dem Kind andere, eudämonologisch nicht minder wichtige aus der von Schopenhauer hier viel zu gering angeschlagnen Befriedigung des Willens in seiner derbsten und natürlichsten Form, des Hungers und Durstes nämlich. Schopenhauer, der doch sonst die Tafelgenüsse neben den Genüssen der Erkenntniß für die realsten, greifbarsten und positivsten erklärt, übersieht vollständig, welch' ungeheure Rolle dieselben gerade im Kindesalter spielen. Später, im Jünglings= und Mannesalter, treten sie mehr in den Hintergrund; die Liebe, der Ruhm, die Macht, der Besitz heißen die Götter, denen alsdann vorzugsweise geopfert wird. Im

Kindesalter jedoch präponderiren die Freuden, die aus dem Genusse von Speise und Trank erwachsen, und auch hierin gleicht das Kindesalter dem Greisenalter — dem rüstigen und gesunden natürlich, dem eine Trüffelpastete kein Magendrücken verursacht. Diese Genüsse sind jedoch um deswillen für das Kindesalter so bedeutsam, weil das Bedürfniß so groß ist. Der Genuß wächst im gleichen Verhältniß mit dem Bedürfniß, und mit vollem Recht behauptet Voltaire: Il n'est de vrais plaisirs qu'avec de vrais besoins. Diese vrais besoins sind, wie selbstverständlich, in demjenigen Alter am stärksten, in welchem die Natur auf dem Wege des Stoffwechsels den Organismus nicht nur zu erhalten, sondern erst aufzubauen bestrebt ist, daher denn dem Kinde alles nur irgendwie Genießbare schmeckt und jede Mahlzeit für dasselbe ein Fest ist. Das Kind, das zur Vesper

sein Schwarzbrot und seinen Apfel verzehrt, hat mehr positiven Genuß, als der beschäftigte Bürger, der, voll von den Nachklängen seiner Tagesarbeit, drei, vier complicirte Gerichte vertilgen soll, oder gar als der blasirte Millionär, der die erlesenen Schüsseln seiner Tafel nur berührt, weil die Stunde des Diners da ist, ohne jenes vrai besoin, von welchem das wahre Vergnügen abhängt.

Hand in Hand mit dieser Empfänglichkeit für alles was mundet, geht der ruhige, tiefe, erquickende Schlaf, der das Kind allmorgendlich wie neugeboren in's junge Leben hinaustreten läßt, und ihm so jene Frische der Gesammtstimmung wahrt, die den bloßen Zustand des Existirens an sich, das Leben als solches, dafern es nicht von dem Gegenpole des Schmerzes, nämlich von der Langenweile, geplagt wird, zum Genusse stempelt. Dieses Kraftgefühl, diese

grundlose Lebenslust ist keinem Lebensalter so unmittelbar eigenthümlich wie der Kindheit.

Ich erwähnte vorhin der Langenweile, die nach Schopenhauer den Durchschnittsmenschen ergreift, sobald ihr Gegenpol, der Schmerz und die Sorge, ihn frei giebt. Auch hier erkennen wir die Superiorität der Kindheit über alle späteren Lebensepochen.

Das Kind steht inmitten einer Welt, deren Wunder ihm noch nicht alltäglich geworden; bei jedem Schritte wird sein Drang nach Erkenntniß gereizt und befriedigt. Jeder Tag, jede Stunde bringt ihm Interessantes. Mit Recht sagt ein französischer Schriftsteller: „Das Kind leistet in wenigen Monaten eine ungeheure Arbeit. Man bedenke nur! Es nimmt die Geräusche wahr, es classificirt sie; es begreift, daß einzelne dieser Geräusche Wörter sind, und daß diese Wörter Gedanken enthalten. Es findet gleichsam von

selbst die Bedeutung der Dinge; es unterscheidet das Wahre vom Falschen, das Wirkliche von dem Eingebildeten. Es verbessert vermöge der Beobachtung die Irrthümer seiner allzuregen Phantasie; es entwirrt ein Chaos; und während dieser riesigen Arbeit findet es noch Zeit, seine Zunge gelenkig zu machen und Sicherheit auf den schwankenden Beinchen zu erlangen, mit einem Worte: unseresgleichen zu werden. Wenn jemals ein Schauspiel interessant und rührend war, so ist es der Anblick dieses kleinen Wesens, das auszieht, die Welt zu erobern.“

Was hier von dem Kinde in seinem ersten Lebensjahre behauptet wird, das gilt, mutatis mutandis, von der Kindheit überhaupt; das Kennen- und Begreifenlernen selbst des kleinen Kreises, in welchem sich unsere Kindheit abspielt, ist ein Proceß, der alle geistigen Kräfte in Anspruch nimmt, so wenig wir uns auch einer

Anstrengung bei der Sache bewußt werden, und Schopenhauer hat Recht, wenn er sagt (Welt als Wille und Vorstellung, II, 331): „Gewiß ist, was der Mensch bis zum Eintritt der Pubertät an Einsicht und Kenntniß erwirbt, im Ganzen genommen mehr, als was er nachher lernt, würde er auch noch so gelehrt; denn es ist die Grundlage aller menschlichen Erkenntniß.“

Diese hochinteressante Geistesarbeit trägt mit dazu bei, das Kindesalter mehr als irgend ein anderes vor den Schrecken der Langenweile zu schützen.

Von dem tiefen, gewaltigen Interesse, das der kindliche Erkenntnißtrieb den Dingen entgegenbringt, legt die Nachhaltigkeit des Eindrucks Zeugniß ab, den die Ereignisse und die Umgebung unserer frühesten Jugend in uns zurücklassen. Das Kind gleicht in dieser Beziehung dem Specialisten, der nur das concrete

Object seiner Detailforschung vor Augen hat, durch keinerlei Seitenblicke in verwandte Gebiete zerstreut wird, und demgemäß so gründlich auf diesem Specialgebiete Bescheid weiß. Der Baum im Hofe des Elternhauses ist dem Kinde der Baum par excellence; es betrachtet ihn unbewußt als den Typus der Gattung; ja man kann sagen, der Begriff, den der ganze spätere Mensch mit dem Worte „Baum“ verbindet, empfängt eine leichte Nuance von jenem ersten concreten Baum, der dem Kinde bekannt geworden. In keinem Wohnraum, den der Mensch in späteren Jahren bezieht, kennt er so jedes Eckchen, jede Blume an der Tapete, jeden Möbelfuß, wie in dem Elternhaus, und nachmals weiß die Erinnerung nach so viel Jahrzehnten besser in der Kinderstube Bescheid, wo man seine ersten Jahre verlebt hat, als in den Räumen, in denen man als Erwachsener vielleicht

dreimal so lange gehaust hat. Wie die Tisch-
decke aussah, an der man als Kind allmorgend-
lich Platz genommen, um seinen Kaffee zu
trinken, das reproducirt unsere Erinnerung bis
in die kleinsten Linien; alle späteren Tischdecken
lassen uns gleichgültig, denn nur jene war die
Tischdecke par excellence, nur jene hatte eine
wirkliche Beziehung zu unserem Ich gewonnen;
nur jene haben wir mit der ganzen Aufmerksam-
keit eines regen kindlichen Erkenntnißtriebes
studirt. Das Elternhaus ist und bleibt aus
diesem Gesichtspunkte für immerdar unsere Hei-
math, und das eigne Haus, so traulich uns
seine Räume anmuthen mögen, ist nur die Hei-
math für unsere Kinder.

Einen Vorzug hat übrigens auch das Kin-
desalter auf dem Gebiete des Willens. Es
darf nämlich dem Frankfurter Philosophen ein-
geräumt werden, daß die Willensregungen des

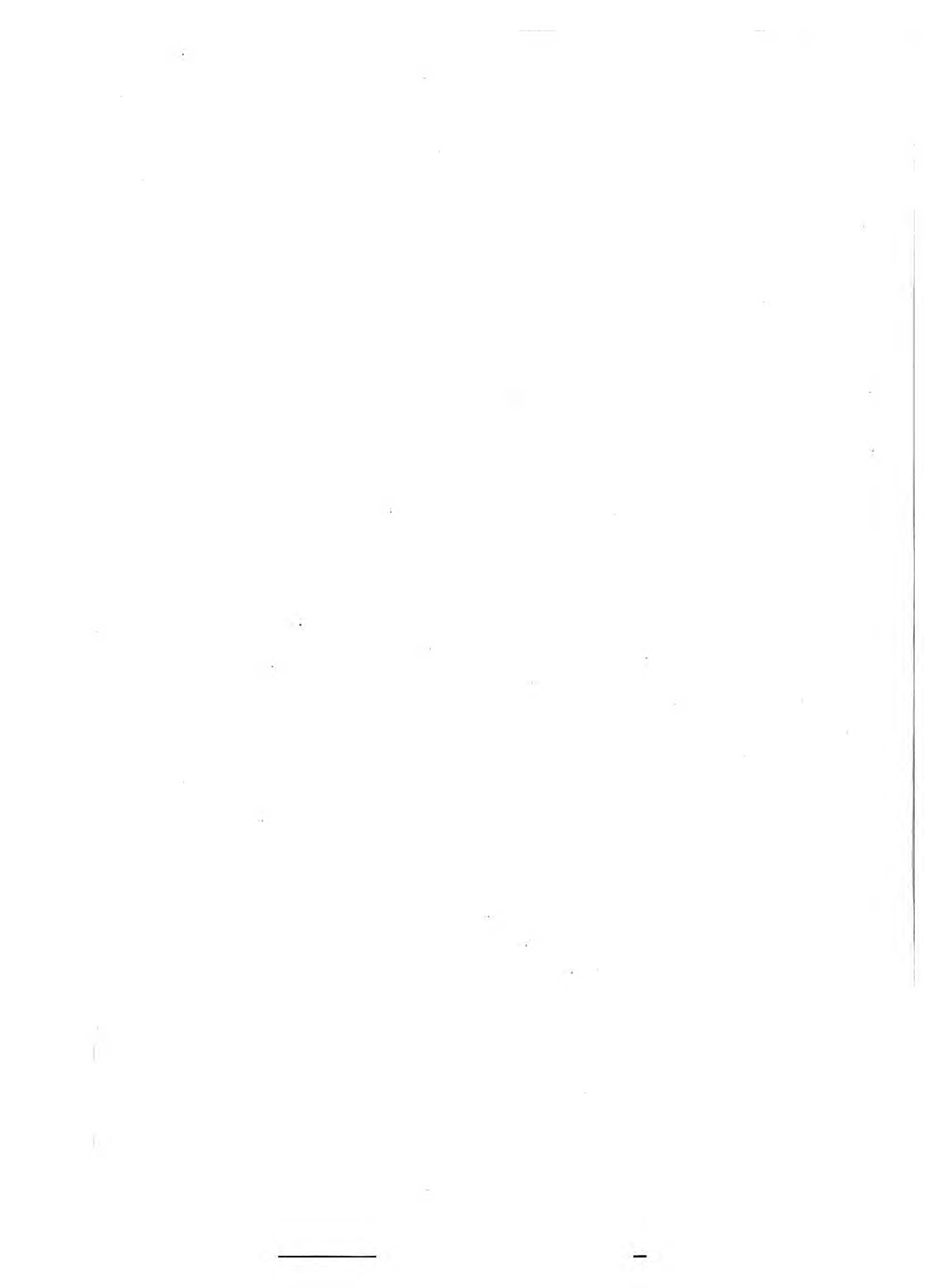
Kindes den ruhigen Bestrebungen des Erkennens nicht so feindlich im Wege stehen wie die Willensregungen späterer Lebensepochen, zumal des Jünglingsalters, das durch die heftigste aller uns bekannten Willensregungen, die Liebe, vielfach bis zur zeitweiligen Unterdrückung aller auf das reine Erkennen gerichteten Geistesthätigkeit präoccupirt wird.

Aus allen vorerwähnten Factoren — aus der Abwesenheit der Reflexion, die in späteren Lebensaltern dem positiven Uebel noch das imaginäre hinzugesellt, aus der vergleichsweise günstigen Gestaltung der Willensverhältnisse, aus der reichlichen Nahrung, die der Erkenntniß zu Theil wird, aus der berauschenden Neuheit aller Dinge und aus der poetischen Schöpferkraft der kindlichen Phantasie — resultirt jener wunderbare Zauber, den wir das Glück der Kindheit nennen.

Auf den ernsten Mann, der mitten im Kampfe des Lebens steht, wirkt der Anblick eines glücklichen Kindes, zumal seines eignen, wie der Sonnenschein auf die Pflanze. Es ist theils die unmittelbare Wirkung dieser unschuldvollen Seligkeit, die gleichsam eine Photosphäre um sich verbreitet, theils mittelbar die Erinnerung an die eigne Kindheit, was das Erscheinen des Kindes inmitten unseres arbeitsvollen Lebens zu einem so zauberhaft verklärenden Phänomen stempelt.

„Sobald das Kind erscheint," heißt es in einer der schönsten Dichtungen Victor Hugo's, „jubelt der Kreis der Familie laut auf. Sein heller Blick läßt alle Augen erglänzen, und die traurigsten Stirnen — ach, und vielleicht die beflecktesten — glätten sich, sobald in seiner fröhlichen Unschuld das Kind erscheint." Im weiteren Verlauf seiner Dichtung ruft er dem Kinde zu: „Du bist das Morgenroth und mein Gemüth die Flur." Und

am Schluß bittet er Gott, er möge alle diejenigen, die ihm theuer sind, seine Brüder und Freunde, ja selbst seine Feinde davor bewahren, jemals den Lenz ohne Blumen und das Haus ohne Kinder zu sehen.



II.

Das Jünglingsalter.

Ernste und heitere Individualitäten, beschränkte und kluge, Künstler, Poeten und Träumer — alle begegnen sich in dem lauten, enthusiastischen Lobe des Jünglingsalters als derjenigen Epoche, in welcher freilich die sturmgeschützte, idyllische Friedseligkeit des Kindesalters gewichen, aber durch die intensive Steigerung des positiven Lebensgenusses, durch die sinnlichen und transcendenten Verzückungen einer gleichsam in ewigem Rausche begriffenen Seele ersetzt und vergütet sei.

Freilich, es sind nicht die Jünglinge selbst, die das Beneidenswerthe ihrer Situation so begeistert verherrlichen, sondern die Männer und Greise — die Erinnerung, die sich ihres gerühm=

ten Gutes erst dann bewußt wird, wenn es verloren ist. Diese aber sprechen um so klarer und apodiktischer; sie verleihen dem Jünglingsalter jeden Zauber einer überschwenglichen Poesie und steigern unsere Vorstellung von dem Werthe des verlorenen Kleinods durch eine Nuance von Wehmuth, die selbst dann noch ihre Schilderungen durchleuchtet, wenn sie äußerlich so frisch und launig gehalten sind, wie die Universitätsreminiscenzen des Pastors in „Hanne Nüte“. Bald stellt sich der Poet die Jugend unter dem Bilde einer Geliebten vor, die ihn lange beglückt und umschmeichelt hat, und sich endlich treulos von dannen wendet; bald ist sie ihm ein fremdes, unerreichbares Eldorado, nach dessen lichtumflossenen Gestaden er ewig fruchtlos die Wasserwüste des Lebens durchsegelt; die Insel Bimini des Don Juan Ponce de Leon, von der uns Heine gesungen.

Neben der wehdurchzitterten Sage von dem schönen Tithonos, dem die Göttin der Morgenröthe ewiges Leben erflehte, wobei sie vergaß, die Gabe der ewigen Jugend in ihr Flehen mit einzuschließen, ist das Heine'sche „Bimini“ wohl die tiefsinnigste und schöpfungsmächtigste Gestaltung jener heimlichen Qualgefühle, die das Alter beschleichen, wenn es der goldrosigen Jugend gedenkt.

Aus der Empfindung des eigenen Siechthums heraus schlägt Heine in seinem „Bimini“ Töne an, deren erschütternde Wahrheit alles übertrifft, was bis zur Stunde in dieser Gattung geleistet wurde — um so mehr übertrifft, als die Qualgefühle des Individuums hier trotz aller concreten Färbung eine typische Bedeutung erhalten, eine Identificirung mit dem Jammer der Menschheit.

Dieser Don Juan Ponce de Leon, der „einsam auf dem Strand von Cuba“ in der Fluth sein Bildniß betrachtet, den Rock von

gelber Elenshaut, das Bandelier von reichgesticktem Goldstoff, den grauen Filzhut mit blaurothen, keck wehenden Hahnenfedern, und ach, sein verwittertes Greisenantlitz, ist der Mensch par excellence, und was ihn so trübe stimmt, ist das unvermeidliche Menschenloos.

„Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildniß.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt, und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

Ist das Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alkaldentochter?

Schlank und lustig war der Fant,
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinn
Und von rosigen Gedanken.“

Und mit einem Mal steigt die Jugendzeit mit all ihrer holden Thorheit vor seinem inneren Auge empor; die Tage, da alle schönen Sevillanerinnen den Hufschlag seines Pferdes gekannt und rasch an's Fenster geflogen, wenn er durch die Straßen gesprengt; die Tage, da sein Name ein Schreck der Mauren war, da er die Turbanhäupter wie Distelköpfe niedergemäht und auf dem Blachfeld vor Granada im Angesicht des gesammten Christenheeres von Don Gonzalvo zum Ritter geschlagen wurde . . . Er hat eine glänzende Carrière gemacht; in Mexiko Schätze auf Schätze gehäuft; die Insel Cuba entdeckt, die er jetzo als Gouverneur verwaltet; Fürstengunst, Ruhm und Würden erobert; bei Juana von Castilien und dem arragonischen Ferdinand steht er in höchster Gunst; Edelsteine besitzt er, und ganze Säcke voll der schönsten Perlen . . .

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke:
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend.

Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend;
Denk' ich daran, schmachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

Jugendzähne! Nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurückerkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlensäcke.

Nehmt mir Reichthum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,
Nennt mich lieber junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Rotznas'!"

In dieser Stimmung wendet er sich an die hochgebenedeite Jungfrau. Ihr allein will er seinen Kummer enthüllen — keinem anderen Heiligen des Himmels, denn — hier durchzuckt ihn bei aller Sorge der Stolz des Spaniers — die Heiligen sind ja Männer, und auch im

Himmel soll kein Mann über Juan Ponce de Leon mitleidig lächeln. Die gnadenreiche Jungfrau allein ist — weiblich klugen Sinnes — im Stande, mitzufühlen und zu begreifen,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerrbild!

Ach, viel glücklicher als wir
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blätterschmucks entkleidet.

Alle stehen kahl im Winter,
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

Doch bei uns, den Menschen, lebt,
Jeder seine eigne Jahrzeit:
Während bei dem einen Winter,
Ist es Frühling bei dem andern."

So fleht er denn die Herrin des Himmels an, sie möge von seinen Gliedern dieses winter=

liche Alter hinwegrütteln, dieses Alter, das ihm das Haupt mit Schnee bedeckt und das Blut in seinen Adern erstarren macht:

„Sag' der Sonne, daß sie wieder
Gluth in meine Adern gieße,
Sag' dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigall!

Ihre Rosen, gieb sie wieder
Meinen Wangen, gieb das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau,
Gieb mir meine Jugend wieder!"

Und wie er dieses Gebet zur allmächtigen Gottesmutter beendet hat, drückt er plötzlich sein Antlitz schmerzhaft in beide Hände und schluchzt und weint so gewaltig und stürmisch, daß ihm die Thränen in hellem Guß durch die verwelkten Finger triefen.

Da wird nun dem Ritter die trostreiche Kunde, fern in unbekannten Gewässern liege die Insel Bimini, auf deren Frühlings- und Blüthen-

strande aus geheimnißvollem Wunderborn das Wasser der ewigen Jugend sprudle. Eine welke Blume, die man mit etwelchen Tropfen dieses Wassers benetzt, soll wieder aufblühen und in frischer, unverwelklicher Schönheit prangen. Ein verdorrtes Reis, mit diesem Wasser benetzt, treibt neue Knospen, und ein Greis, der von jenem Wasser trinkt, wird wieder jung. Das Alter wirft er von sich wie ein Käfer die Raupenhülle . . .

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich, zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimath.

Manches Mütterchen desgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein.

Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini:
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ewigen Jugendland.“

Die sehnsuchtsvolle Irrfahrt des Ritters nach dem Zauberlande Bimini, diese neue Odyssee, in der das Heimweh nicht immanent, wie in der homerischen, sondern transcendent und deshalb um so viel ergreifender an uns herantritt, bildet nun den Inhalt der folgenden Seiten. Aber ach, diese Insel Bimini ist ein Märchen. Don Juan Ponce de Leon durchfurcht rastlos den Ocean und leidet Drangsal und Ungemach; immer hoffend, das Eiland der Verheißung werde aus den Wellen emportauchen. Anstatt von dem alten Siechthum, das ihn zur Fahrt angespornt, zu genesen, wird er von neuen Gebresten und Leiden befallen.

„Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter . . .
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land —

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Cypressen

Fließt ein Flüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wunderthätig heilsam.

Lethe heißt das gute Wasser.
Trink daraus, und du vergissest
All dein Leiden; ja vergessen
Wirst du, was du je gelitten.

Gutes Wasser! Gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr; denn dieses Land
Ist das wahre Bimini."

Wenn Heine hier die Sehnsucht nach der verlorenen Jugend in ihrem tiefsten Wesen und frei von aller individuellen Zufälligkeit gestaltet, so werden auch sonst die Poeten nicht müde, in dem engeren Zirkel ihrer Subjectivität dem Glück des Jünglingsalters nachzusinnen und nachzuseufzen. So heißt es bei Goethe:

„Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe.
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!"

Und ergreifender noch und tiefer bei Friedrich Rückert:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr,
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst.
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst."

Viktor Hugo, die Reliquien seiner Jünglingsjahre durchmusternd, empfindet eine Art

heiligen Staunens bei der Zurückrufung dieses glückseligen Traumlebens. Er vermag kaum zu begreifen, daß er und jener phantastisch überströmende Jüngling ein und dieselbe Person sind. „Wie? Ich war also achtzehn Jahre alt und von tausend Träumen erfüllt? Die Hoffnung umgaukelte mich mit ihrem Sirenengesang? Ja, es ist so. Ein Stern war mir aufgegangen! Ich war ein Gott für dich, du Heilige, deren süßer Name allzeit verschwiegen bleibe! Ich war dieser Knabe, vor welchem der Mann jetzt schier erröthen möchte. O Zeit der Kraft, der Anmuth, der Schwärmereien! Allabendlich das Vorüberrauschen einer Robe abzuwarten! Einen Handschuh, den sie fallen ließ, an die Lippen zu drücken! Alles, alles vom Leben zu erhoffen, Liebe, Macht und Ruhm! Stolz, fleckenlos, erhaben zu sein und an alles Große und Edle zu glauben!“

Und dies schrieb der Poet nicht etwa als Greis, sondern als Mann, in der Fülle seines Schaffens und seines häuslichen Glücks.

Dann aber heißt es weiter: „Wie strahlt und funkelt mir jetzt dieses Alter der Illusionen, das mir ehedem vom wahren Glück so entfernt zu sein schien!“

Hier also drängt sich dem Poeten in all seiner Verzückung doch die Selbsterkenntniß auf, daß dem Bilde, wie es ihm von der Erinnerung jetzt vor die Seele geführt wird, ein gutes Theil subjectiven Schimmers, ein Beleuchtungseffect anhaftet, der unsere Stimmung zu täuschen geeignet ist. Wie ein ferner Eisenbahnzug glatt und geräuschlos in anmuthig geschwungener Curve durch die Landschaft gleitet, so zeigt uns auch das Leben und Treiben unserer Jünglingsjahre, aus der Ferne betrachtet, nur das Anmuthige, Reizende und Malerische; das Rütteln

und Stoßen der Waggons verspürt nur, wer im Coupé sitzt.

In der That, wenn „große und starke Wünsche hegen“ so viel wäre wie glücklich sein, dann wäre das Jünglingsalter unbestreitbar die glücklichste Epoche des Lebens. Allein die heftige Action des Willens und das Gefühl der Befriedigung sind ebenso wenig dasselbe, wie etwa Reichthum und große Ansprüche; vielmehr wird in der Regel das Unbefriedigtsein mit der Stärke der Willensthätigkeit wachsen; denn das Wollen und Können hält im Leben gemeinhin ebenso wenig Schritt, wie in den Kunstbestrebungen des Dilettantismus.

Für die Entscheidung der Frage, welche Lebensepoche von zweien am meisten Anspruch auf das Prädicat einer glücklichen habe, ist offenbar nicht nur die Intensität einzelner Glücksmomente, sondern vor allem ihr Ver-

hältniß zu den Momenten der Unlust maßgebend. Auch werden wir mit größerem Recht einen Menschen glücklich nennen, der zwar die höchsten Gipfel menschlichen Entzückens seltener erglimmt, dafür aber sich dauernd in einer mittleren Höhe des Behagens und des Befriedigtseins zu behaupten weiß, als den, der auf der Scala der Seligkeit hin und wieder eine höhere Sprosse ersteigt, im allgemeinen jedoch unter jene mittlere Höhe zurücksinkt. Unbefriedigtheit, Rastlosigkeit und Mißbehagen sind jedoch gerade dem Jünglingsalter in weit stärkerem Grad eigenthümlich, als z. B. dem Mannesalter, und gerade das starke, leidenschaftliche Wollen des Jünglingsalters ist der Ausdruck für diese Thatsache. Demgemäß lebt der Jüngling wesentlich in der Zukunft. Wie das Glück der Kindheit einestheils im anschaulichen Erkennen, anderntheils in der Abwesenheit der Reflexion

beruht, so liegt die Glückseligkeit des Jünglingsalters vornehmlich im vorschauenden und vorahnenden Ausspinnen deß, was da kommen soll: in der Illusion. Das Kindesalter ist die Zeit des naiven Genusses der Gegenwart; das Jünglingsalter findet die Gegenwart meist ungenügend, hinter dem Ideale zurückbleibend: es drängt nach vorwärts; es erwartet von jedem neuen Tage mehr als von dem heutigen. Das Mannesalter, insofern es nicht noch halbwege in den Illusionen des Jünglingsalters verstrickt ist, oder wehmuthsvolle Rückblicke in die Vergangenheit wirft, ist das Alter des bewußten Genießens der Gegenwart, die Epoche jener Resignation, die, vom eudämonistischen Standpunkt aus, die günstigste psychologische Verfassung für den Sterblichen darbietet. Freilich gelangt gar mancher erst dann in diese Athmosphäre der Ruhe, wenn die beste Summe seiner

Lebenskraft ausgegeben ist und das Greisenalter im traurigen Sinne des Wortes an seine Pforte pocht.

Die Illusion, die das Glück des Jünglings ausmacht, ist auch die Ursache seines Unglücks. Aus der Jagd nach der Verwirklichung des geträumten Ideals entspringt eine unabsehbare Reihe schmerzlicher Enttäuschungen; eine Illusion nach der anderen geht zu Grabe, bis zuletzt, wie Schopenhauer sagt, „die große Enttäuschung herantritt, nach deren Eintritt es heißt: L'âge des illusions est passé.“ Diese große Enttäuschung betrifft die Möglichkeit der absoluten Glückseligkeit, die der Jüngling im ersten Stadium seiner phantastischen Träumereien sich durch keine Logik der Erfahrung wegdisputiren läßt. Schopenhauer sagt nicht mit Unrecht: „Was nun den Rest der ersten Lebenshälfte, die so viele Vorzüge vor der zweiten hat, also

das jugendliche Alter, trübt, ja unglücklich macht, ist die feste Voraussetzung, das Glück — im absoluten Sinne — müsse im Leben anzutreffen sein. Gaukelnde Bilder eines geträumten, unbestimmten Glückes schweben unter capriciös gewählten Gestalten uns vor, und wir suchen vergebens ihr Urbild. Daher sind wir in unseren Jünglingsjahren mit unserer Lage und Umgebung, welche sie auch sei, meistens unzufrieden; weil wir ihr — unserer Lage und Umgebung nämlich — zuschreiben, was dem menschlichen Leben überall zukömmt.“ Im Geiste seiner pessimistischen Weltanschauung fügt Schopenhauer hinzu: „Man hätte viel gewonnen, wenn man durch zeitige Belehrung den Wahn, daß in der Welt viel zu holen sei, in den Jünglingen ausrotten könnte. Aber das Umgekehrte geschieht dadurch, daß meistens uns das Leben früher durch die Dichtung, als durch die

Wirklichkeit bekannt wird. Die von jener geschilderten Scenen prangen, im Morgenroth unserer eigenen Jugend, vor unserem Blick, und nun peinigt uns die Sehnsucht, sie verwirklicht zu sehen — den Regenbogen zu fassen. Der Jüngling erwartet seinen Lebenslauf in Form eines interessanten Romans. Sonach ist der Charakter des Jünglingsalters unbefriedigte Sehnsucht nach Glück."

Zu dieser Grundstimmung kömmt eine nicht unerhebliche Anzahl von positiven Leiden und Qualen. Vor allem ist es die Liebe, die dem Jünglingsalter das Gepräge der Unruhe und der inneren Kämpfe aufdrückt. Ganz abgesehen von der teuflischen Pein der unerwiderten Liebe und von den Qualen der Hoffnungslosigkeit, die gerade in diesem Alter — dem so feurig entwickelten Lebenstriebe zum Trotz — ein erhebliches Contingent zu den Tabellen der Selbst-

mörder liefern, hat jede, auch die glücklichste Liebe, eine Summe von Unlust zur Begleiterin, die bei unserer Abschätzung wohl zu erwägen ist. Man darf überhaupt annehmen, daß in den meisten menschlichen Dingen das Gesetz einer gewissen Compensation obwaltet; was der Volksmund mit den Worten ausdrückt: Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Demgemäß ist gerade die Liebe — dieser „ewige Frühling des Menschenherzens", um mit Eduard v. Hartmann zu reden — mit all ihren wundersamen Regungen des Entzückens, der Seligkeit, der bezaubernden Illusion, so überaus reich an Elementen, die dem Glück im reinsten Sinne des Wortes feindselig sind — dem stahlblauen Firmamente des Sommers vergleichbar, das die alles zerschmetternden Ungewitter im Schoße birgt, während der bleichere Herbsthimmel uns die Gewähr einer dauernden Ruhe bietet.

Am wenigsten mit Unlust versetzt, tritt die große Lebensillusion des Jünglings in den frühesten Jahren, und zwar besonders dann auf, wenn der Ernst des Lebens, der den Knaben in Gestalt zahlreicher Verpflichtungen und insbesondere des Schulzwanges in's Joch gefesselt, mit einem Mal vorläufig suspendirt erscheint, wenn der junge Träumer zum ersten Mal selbstständig und doch ohne die Lasten dieser Selbstständigkeit in die weite Welt hinaustritt, die auf sein Gemüth alsdann einen ähnlichen Reiz ausübt, wie die ersten Eindrücke einer engeren und engsten Umgebung auf das erkenntnißdurstige Kind. In seiner Novelle „Meine erste Erfahrung" schildert Hans Marbach die psychologische Verfassung eines solchen Jünglings mit großer Naturwahrheit. Er schreibt:

„O wie jung war ich damals! Wie dankte ich täglich von Neuem dem gütigen Schöpfer

Himmels und der Erden, der mich in den prangenden, früchtereichen Garten der Welt hineingesetzt hatte, nur damit ich genießen sollte. Ich war mit allem zufrieden und glücklich; ich gefiel mir selbst, bildete mir ein, anderen zu gefallen, und die ganze Welt gefiel mir. Die große, volkreiche, bewegte Stadt mit allem, was darin lebte und webte, war so recht ein Spiegelbild meines ruhelosen, nach stetem Genuß verlangenden und in der Vorahnung des Genusses schwelgenden Innern. Alles, was mich umgab, schien mir auch nur des Vergnügens wegen da zu sein, zunächst um sich selbst zu amüsiren, und dann, um mir ein ergötzliches, herzerhebendes, Nachdenken erweckendes Schauspiel darzubieten. Selbst die Bettler und Straßenjungen machten mir den Eindruck, als spazirten sie nur zu ihrem Vergnügen und um den Effect noch malerischer zu machen, durch das bunte, fröh-

liche Menschengewühl. Daß einer von den Tausenden, an denen ich vorbeiflanirte, Kummer und Sorge, oder nur einen ernstlichen Zweck haben könne, kam mir nicht in den Sinn. Es war ein ewiger Sonntag."

Also trotz aller bestrickenden Illusionen doch ruhelos, doch nach Genuß verlangend und doch im Wesentlichen nur in der Vorahnung schwelgend!

Im weiteren Verlauf schildert der Autor das naive Interesse des Jünglings für die Mädchen und Frauen, für das weibliche Geschlecht in pleno; denn die Eine, die ihn den Plural sollte vergessen lassen, diese einzig Eine hat er noch nicht gefunden. Aber er sucht sie; wenigstens befindet er sich mit der unbestimmten Empfindung, etwas zu suchen, jeden Tag auf der Straße, als ob sie um die nächste Straßenecke herum auf ihn zukommen müsse.

Also Rastlosigkeit, Suchen, Unbefriedigtsein selbst in diesem glücklichen Stadium!

Offenbar ist es ein Trugschluß, wenn der reifere Mann in der Erinnerung an seine Jünglingszeit die Behauptung ausspricht, das Glück beruhe ja gerade in dieser Rastlosigkeit, in diesem ewigen Ringen nach dem, was da kommen soll. Die Erinnerung empfindet eben nicht mehr die Unlust; wohl aber reproducirt sie den ganzen Reiz jener farbigen Illusion, und meint nun mit einem Mal, das Glück, das der Jüngling nach vorwärts suchen zu müssen glaubte, hinter sich in der Vergangenheit zu erblicken. Diesen eigenthümlichen Akt der Selbsttäuschung, der sich in jedem Individual-Leben wiederholt, hat Rückert mit bewunderungswürdiger Wahrheit in die folgenden Verse gekleidet:

„Ich ging auf meinen Lebenswegen
Dem Schimmerlicht des Glücks entgegen,

Das mir nur immer vorwärts schien.
Und immer vorwärts mit Verlangen
Bin ich dem Lichte nachgegangen
Und sah es immer vorwärts fliehn.

Da plötzlich — wie nur ist's geschehen? —
Mußt' ich nach ihm zurück mich drehen:
Fern blickt's mich an wie Abendschein.
Wie bin ich nur vorbeigekommen
Und hab' es doch nicht wahrgenommen?
Es muß im Traum gewesen sein!"

Mit der Rastlosigkeit und dem ewigen Ungenügen des Jünglings hängt der geheimnißvolle Drang in die Weite, der unwiderstehliche Wandertrieb zusammen, der nicht nur den Individuen, sondern auch den Völkern, zumal den gemüthstieferen, während ihrer Jugendzeit eigenthümlich ist. Die blaue Ferne, die phantasmagorische Wirkung der Luftperspective, die den rauhen Bergen der Wirklichkeit eine duftumflossene, wolkenartige Beschaffenheit ankünstelt, ist so recht das Symbol menschlicher Illusion.

Das Glück hat die Eigenschaft, immer „dort“ zu sein; dieses „dort“ aber ist an sich inhaltslos; es ist nur eine Negation des „hier“ und jedes „dort“ verwandelt sich wiederum in ein „hier“, sobald es erreicht ist; das geträumte „dort“ aber, das illusorische Eldorado, das wir hinter den blauen Bergen vermuthet haben, dieses „dort“ wird, wie Schiller sagt, niemals zum „hier“.

Der Wandertrieb des Jünglings ist nur in bedingter Weise auf das Conto des Naturgenusses zu schreiben; denn der Naturgenuß setzt schon einen gewissen Grad der Wunschlosigkeit voraus, der Entäußerung jener allzu starken egoistischen Regungen, wie sie das Jünglingsalter charakterisiren. Das Naturgefühl des Jünglings ist daher von dem des gereifteren Mannes durch einen wesentlichen Zug unterschieden. Der Mann, und in noch höherem

Grade der Greis, betrachtet die Natur als etwas rein Objectives, zu den Wünschen und Bedürfnissen des Ich in keiner Beziehung Stehendes, diese Wünsche vielmehr Quiescirendes, Einlullendes, Besänftigendes. Die edle Freude an diesem Schönen, das trotz seiner Schönheit nicht ein Ziel unserer Bestrebungen bildet — die Sterne, die begehrt man nicht — wirkt läuternd und beschwichtigend auf ein Gemüth, dessen Eigenart in seiner alltäglichen Sphäre gemeinhin mit sich bringt, das Schöne, Vollkommene auch zu erstreben und so zum Gegenstand seines Wollens zu machen. Der Jüngling aber hat diesen Standpunkt reiner Objectivität noch nicht erreicht; er bezieht noch in der Weise eines Poeten die ganze Natur auf die Gefühle des Ich; „er denkt zum Beispiel,“ sagt Schopenhauer, „hinter jenem vorspringenden Felsen müßte die wohlberittene Schaar der

Freunde meiner harren — an jenem Wasserfall die Geliebte ruhen — dieses schönbeleuchtete Gebäude ihre Wohnung und jenes umrankte Fenster das ihrige sein: aber diese schöne Welt ist öde für mich! u. s. w." Daher denn der Jüngling die reizlose Stelle am Heidehang, die Stoppelfelder, den Steinbruch, wenn nur die Geliebte oder sonst ein phantastischer Traum irgendwie damit in Beziehungen steht, sofort als himmlisch verherrlicht, das Naturschöne aber in seiner vollendetsten Form weit gelassener hinnimmt, wenn diese Beziehungen fehlen. Nicht der Naturgenuß ergiebt sich daher als eigentliche Quelle des Wandertriebs, sondern das Unbefriedigtsein mit dem „hier", das Hinausstreben in die Fremde, die da erfüllen soll, was die Nähe verweigert; denn daß alles, was wir an Glück in diesem vergänglichen Dasein erobern können, „so nahe liegt", wie der Dichter sagt,

das ist eine Erkenntniß erst des späteren Alters, das, müde von dem unersättlichen „in die Weite schweifen“ sich in sich selber zurückzieht. Der Wandertrieb ist für das Raumbewußtsein des Jünglings dasselbe, was das ewige „in die Zukunft blicken“ für sein Zeitbewußtsein. In beiden Fällen kommt die Erkenntniß von der Eitelkeit dieser Bestrebungen erst nach langen Enttäuschungen.

Mit der dem Jünglingsalter eignen Fülle der Illusionen hängen auch die moralischen Vorzüge zusammen, die den Jüngling im Vergleich mit dem Mann und dem Greise auszeichnen. Hierher gehört, was man Idealismus der Lebensauffassung nennt — eine nicht eben glücklich gewählte Bezeichnung; denn das Wort Idealismus hat doch nachgerade einen ziemlich feststehenden philosophischen Sinn, der von dieser alltäglichen Anwendung himmelweit abliegt. Der

Jüngling ist begeistert zu allem Guten und Großen, denn er ahnt noch nicht, wie häufig das Gute und Große nur die Maske für die Gemeinheit abgiebt. Er ist vertrauend; er unterstellt, dafern er eine halbwegs edle Natur ist, bei seinen Mitmenschen lieber edle Gesinnungen als unedle; er ist opferwillig, muthig, von scharf ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn. Das entschiedene, man möchte sagen stürmische Hervortreten dieser Eigenschaften hängt mit dem Rausche der Illusionen, in welchen sich der Jüngling befindet, auf das Engste zusammen. Die Opferwilligkeit wird entnüchtert, wenn erst die Erfahrung zum Wort kommt und mit schmerzlich ironischem Lächeln verkündigt, wie selten die gebrachten Opfer sich lohnen, ja wie selten sie nur gedankt werden. Die begeisterten Schwingen des Muthes erlahmen, wenn die Vorstellung von der Allgewalt der gegnerischen Mächte, ins-

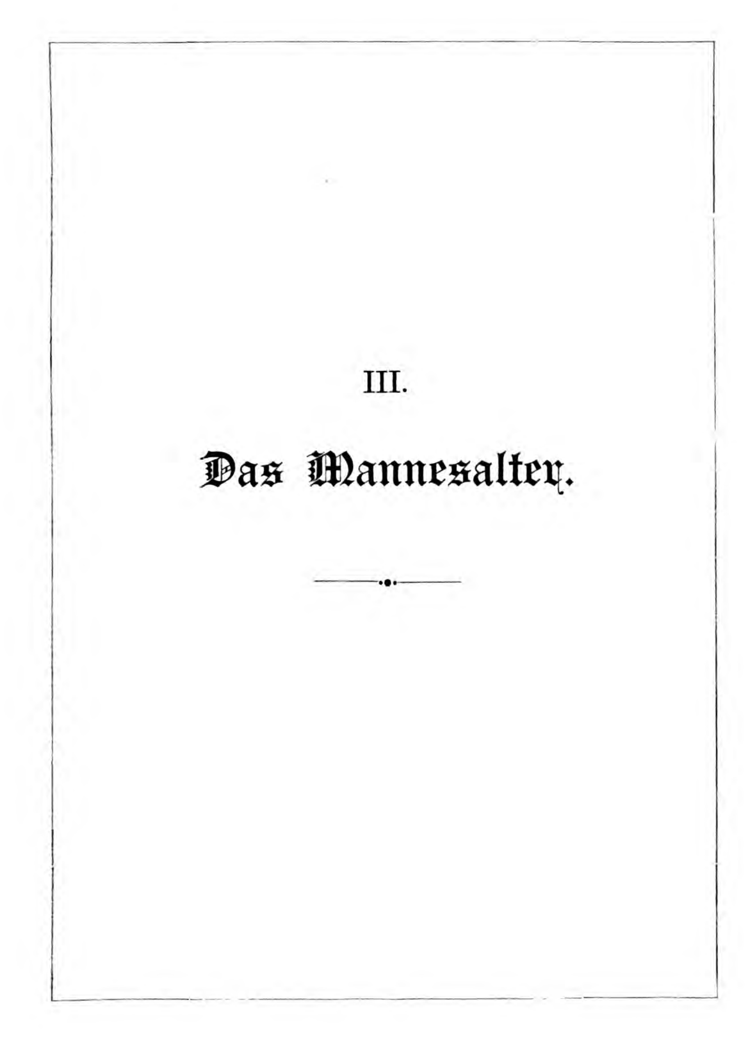
besondere der Niederträchtigkeit und der Dummheit, eine klare und wahrheitsgemäßere, wenn die Mißerfolge die Warnungstafeln geworden sind, vor denen der einst so tollkühn vordringende Pionier zu stutzen beginnt. Das Gerechtigkeitsgefühl wird peinvoll erschüttert, wenn man erst constatirt hat, wie selten das Recht in seiner vollen wahren Gestalt zur Geltung kommt; wie das Leben im besten Falle ein Compromiß ist; wie die Lüge, der Verrath, der Frevel oft bei festlicher Tafel schwelgen, während die Tugend, der Edelsinn und die Wahrheit betteln gehen. Auch in dieser Beziehung legt der Jüngling an das Leben den Maßstab eines Romans. Er heischt von der faktischen Gerechtigkeit, was nur die poetische leisten kann. Durch diese Irrthümer büßt der Jüngling im Punkte des Erkennens und der wirklichen Weisheit erheblich ein: aber er gewinnt dadurch auf der Seite der

persönlichen Liebenswürdigkeit und des ethischen Hochgefühls. Er ist ein schlechterer Philosoph, aber ein um so besserer Poet; er liefert einen neuen Beleg für die altbewährte Thatsache, daß man nicht nur die Fehler seiner Vorzüge, sondern auch die Vorzüge seiner Fehler hat.

Das Jünglingsalter in der hier skizzirten Eigenart ist unter sämmtlichen Lebensaltern das kürzeste, zumal wenn man zwischen dem Kindes- und dem Jünglingsalter noch ein Knabenalter interpolirt, was indeß nur äußerlich berechtigt erscheint. Rechnet man das Kindesalter bis zum fünfzehnten Jahre — je nach der Verschiedenheit der Individualitäten wird diese Grenze natürlich hinauf- oder hinabrücken müssen — so wird auf das Jünglingsalter nicht viel mehr als ein Jahrzehnt fallen. Spielhagen in seiner Novelle „Die Sphinx" setzt mit voller psychologischer Berechtigung die beiden achtundzwanzig

jährigen Freunde als Männer, die bereits über die gröbsten Illusionen des Jünglingsalters hinaus sind, den achtzehnjährigen Studenten als den Repräsentanten des Jünglingsalters, schroff gegenüber. Gemeinhin wird man das fünfundzwanzigste Jahr, das ja auch äußerlich durch die Gesetzgebung vieler Länder als ein Wendepunkt charakterisirt wird, zur Schwelle des Mannesalters zu stempeln befugt sein, wenn auch, wie selbstverständlich, die Uebergänge nur ganz allmählich sind, und in vielen Fällen das Jünglingshafte der Individualität bis zum dreißigsten Jahre andauern mag. Die körperliche Entwickelung erreicht sogar fast niemals vor dem achtundzwanzigsten Jahre ihren Höhepunkt. Was indeß den Jüngling von dem Mann unterscheidet, liegt doch nicht sowohl in der glätteren Wange und dem üppigen Haar — denn hier spielt die Laune der Individuali=

täten oft gar wundersam mit — als vielmehr in jener bedeutsamen Divergenz der Weltbetrachtung, die aus dem Schwinden der Illusionen hervorgeht.



III.

Das Mannesalter.



Das Mannesalter ist das Lebensalter κατ' ἐξοχήν, die Epoche, in welcher der Mensch am meisten den Typus seiner Gattung repräsentirt. Demgemäß umfaßt es auch bei weitem die größte Anzahl von Jahren.

Seine Dauer läßt sich bei gesunder Constitution und normaler Entwickelung bis zum siebzigsten Lebensjahre und darüber hinaus annehmen; denn das Vorhandensein so zahlreicher Individuen, die schon in den sechziger Jahren oder gar in den fünfzigern ihr Greisenalter beginnen, beweist gegen die Aufstellung dieser Theorie noch weniger, als das frühzeitige Ster-

ben der meisten Menschen gegen die Behauptung des indischen Weltweisen, der die **naturgemäße** Dauer des menschlischen Lebens auf hundert Jahre veranschlagt — die naturgemäße, das heißt die durch keinen vergiftenden Einfluß der Uebercultur, der Thorheit und des Lasters gekürzte.

Nur selten begegnen wir einem wandelnden Beleg für jene Behauptung des Upanischad, einem jener Hochbetagten, die schließlich ohne jegliche Krankheit zu leben aufhören. Häufiger schon sind, aller Gefahren unsers überfeinerten Zeitalters ungeachtet, die Siebzigjährigen, welche die Schwelle zum Greisenalter noch nicht überschritten haben.

Das Mannesalter umfaßt sonach einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren, und innerhalb dieses Zeitraums, wie selbstverständlich, eine Reihe Variationen, zumal im äußeren

Typus, vom jünglingsähnlichen Manne der dreißiger Jahre bis abwärts zu der Grenze der beginnenden eigentlichen „Senectus“.

Trotz dieser äußeren Verschiedenheit haben all diese Typen etwas Gemeinsames, was sie dem Jünglingsalter als einem wesentlich davon Verschiedenen gegenübergestellt: den Mangel der Illusion. Aus diesem Gesichtspunkt unterscheidet sich der dreißigjährige Mann mehr von dem zwanzigjährigen Jünglinge, als selbst von dem Mann an der Schwelle des Greisenalters.

„Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunsch, ein Hoffen von mir abgetrennt
Die Seele, die melodisch einst erbebte,
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn gefurcht mit seinem Pflug:
Ich schau' zurück, ein Mann, und lächle heiter:
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Das Mannesalter.

O Ruhm, wie lange hab' ich ohn' Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt!
Das volle Leben tauscht' ich an den Schatten,
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.
Wen einmal nur allmächt'gen Flügelschlages
Die Weihe des Gesangs nach oben trug,
Der kann verschmäh'n die Kränze eines Tages —
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Die Liebe, die mich frühe angezogen
Mit allem Zauber, diese Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein bestes Selbst betrogen,
Und meine schönste Jugend nahm sie hin.
Doch Kenntniß auch vom innersten Gemüthe
Verlieh mir dieser liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht: Fahr' hin, du welke Blüte!
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!

Sei mir auf's Neu', o Einsamkeit, willkommen!
Du zogst mich groß, durch dich ward ich gesund.
Der Trieb zum Höchsten blieb mir unbenommen,
In deinen Armen wuchern soll mein Pfund.
Weit werf' ich weg das klagende Erinnern
An eine Welt, die mir nur Wunden schlug:
Trag' ich nicht selber eine Welt im Innern?
Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!"

So schildert Heinrich Leuthold, der unglückliche, vielverkannte Poet, in echt männlichen Tönen die Stimmung und die Physiognomie des Mannesalters. Der unermeßliche Drang des Jünglings nach außen, in die geheimnißvolle Ferne, wo ihm ein unbeschreibliches Glück blühen sollte, hat allmählich nach so vielen vergeblichen Flügen die Schwingen gesenkt; nicht ohne Wehmuth, aber doch auch mit dem Bewußtsein, von einer drückenden Last endlich befreit zu sein, blickt der Mann auf die Bestrebungen des jungen Titanen zurück, der von Glück sagen darf, wenn er bei dem eitlen Unterfangen, den Himmel zu stürmen, nicht alle Glieder gebrochen hat. Die Erkenntniß von der Eitelkeit alles Irdischen, von dem nur höchst relativen Werthe der einst so glühend erstrebten Glücksgüter, zuckt bereits wie ein Vorspiel jener Weisheit, die das reifere Mannesalter und in noch höherem Grade das

Greisenalter charakterisirt, durch die ermüdete Seele . . .

Das Sterben großer Illusionen ist allemal mit einer großen Niedergeschlagenheit verknüpft; daher denn eine weltschmerzende Richtung dem frühesten Mannesalter viel häufiger innewohnt als dem mittleren, das sich wieder aufgerafft und von der naturgemäßen Unterschätzung des Wirklichen, deren sich das früheste Mannesalter so leicht schuldig macht, zurückgekommen ist.

Wie nämlich das Pendel, das man nach rechts aus seiner Gleichgewichtslage hinwegzieht, beim Loslassen bis in die gleiche Höhe nach links überschlägt, so entspricht dem Ueberschwang der Illusionen, wie sie das Jünglingsalter genährt hat, ein Ueberschwang der Ernüchterung im frühesten Mannesalter, unmittelbar nach Zertrümmerung dieser Trugbilder.

Es liegt hier ein psychologischer Proceß zu Grunde, der sich bei jeder einzelnen Illusion nachweisen läßt.

So reisen — um ein ganz alltägliches Beispiel herauszugreifen — mit jedem Jahr Tausende von Menschen nach dem ewigen Rom, den Kopf angefüllt mit zahllosen phantastischen Bildern von Größe, Hoheit und Herrlichkeit, denen jede reale Berechtigung fehlt. Dies ist die Illusion. Nun betreten sie das Rom der Wirklichkeit und fühlen sich „in ihren heiligsten Gefühlen verletzt"; wo sie Marmor geträumt haben, finden sie schmutzige, zerbröckelnde Ziegelbauten; wo sie Paläste wähnten, halbverwitterte Mauern; wo sie Prunk und Glanz erwarteten, Oede, Einsammkeit und ein trübseliges Grau. Mit einemmale erfolgt nun das Ueberschlagen des Pendels nach links. Die Enttäuschung wüthet gleichsam im eigenen Fleisch; sie empfindet eine grausame

Wollust, die ehemaligen Ideale in den Staub zu treten. Alles erscheint ihr widerwärtig, geringfügig, hassenswerth, und die Menschen, die noch im Netze jener Illusion befangen sind, bedünken ihr lächerliche Phantasten. Dann aber kommt die Besinnung, die regierende Hand, die das Pendel in die richtige Lage bringt, in welcher es, durch die Gesetze der Schwere gehalten, auch verharren muß. Der Werth der Dinge, die man erst überschätzt und dann verachtet hat, beginnt langsam zu steigen: man befreit sich von den Vorurteilen contra, wie man ehedem von den Vorurtheilen pro befreit worden ist.

In gleicher Weise macht sich nach Besiegung der seelischen Depression, wie sie den Uebergang aus dem Jünglings- in das Mannesalter charakterisirt, eine vernunftgemäße, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende Würdigung geltend — eine aurea mediocritas der Stim-

mung, die ebensosehr von übermäßigem Weltweh, wie von der „unverschämten Freude" entfernt ist, vor welcher Horaz in seiner berühmten Ode an den „Delius, der ja doch sterben muß", so weise gewarnt hat.

Abgesehen von dieser psychologischen Situation, die für die Möglichkeit eines relativen Glückes weit günstiger ist als der turbulente Sehnsuchtsrausch des ewig unbefriedigten Jünglings, hat das Mannesalter vor dem Jünglingsalter den Vorzug der stabileren äußeren Verhältnisse, die in weit höherem Grade ein subjektives Behagen, eine gedeihliche Entwicklung der Persönlichkeit und ein fruchtbringendes, den Geist und das Gemüth befriedigendes Schaffen ermöglichen.

Der Jüngling innerhalb unserer modernen Culturverhältnisse weiß in der Regel nicht, „wie es werden wird"; die Formen seiner künftigen Existenz schweben ihm noch vielfach im Nebel,

und mit rastlos-bangem Ungestüm strebt die vorschauende Phantasie, diesen Schleier zu lüften.

Was kann alles noch in den Keimen dieses Jünglingslebens verborgen liegen! Der künftige Denker, der welterobernde Künstler, der Staatsmann, den die Nation als ihren Erlöser feiern wird, der Finanzbaron, der sich die Kräfte von Millionen zinsbar machen, der da umgestalten, bauen und bilden, dabei aber sein Leben genießen wird wie ein Lukull oder ein Gavius Apicius! — Und aus der Schaar all' dieser Schönen, die jetzt noch gleichmäßig das Interesse des Zwanzigjährigen fesseln — welche wird die Erkorene sein, die dereinst dieses Leben voll Glanz mit ihm theilen soll? Oder — wenn er eine schon liebt — wird sie ihm angehören? Erwidert sie seine Liebe? Und wenn — sind nicht tausend Hindernisse vorhanden, die den Glückstraum der beiden Herzen vereiteln können?

Diese und hundert andere Fragen sind für den Jüngling noch in suspenso: das Mannesalter hat sie meistens gelöst: die Richtung, in der das Leben verlaufen soll, ist in der Regel schon eingeschlagen und der Schooß der Zukunft birgt nichts wesentlich Neues. Der Mann in den dreißiger Jahren, der seinen Hausstand gegründet hat, kann allerdings noch in gewissem Sinne Carrière machen: aber was ihm winkt, ist doch nur ein Plus zu dem schon Vorhandenen. Er kann avanciren; der Hauptmann kann Oberst und General werden: aber was sind all diese neuen Chargen verglichen mit dem ereignisvollen Moment, da der Lieutenant im Besitz seines Patentes sich zum erstenmale den Degen umschnallte! Der Künstler kann in späteren Jahren Werke schaffen, die seinen Ruhm erhöhen oder vielleicht — wiewohl in Ausnahmefällen — erst begründen; das Ziel aber, dem diese Werke ent-

gegensteuern, ist ihm längst klar geworden, und wer in den dreißiger Jahren noch nichts gestaltet oder zum wenigsten innerlich concipirt hat, was schon die Klaue des Löwen aufwiese, der wird nur höchst selten in spätern Epochen das Versäumte nachholen. — Die Lebensgefährtin, an deren Seite die Bahn durchmessen wird, ist gefunden; der Lebenskreis ist umrissen, der Wohnort fixirt; das ganze Dasein hat seine Physiognomie erhalten, die sich im normalen Gang der Dinge nur unwesentlich modificiren wird. Alles, was für den Jüngling noch den Charakter einer verschlossenen Weinachtskiste mit ungeahnten Ueberraschungen trug, liegt hier zum größten Theile ausgepackt auf den Tischen; nur einige unbedeutende Kleinigkeiten harren noch der Eröffnung. Ist das Leben für den Jüngling ein Roman, von dem er nur eben erst die Exposition gelesen, daher er sich denn

über den künftigen Verlauf der Dinge den wundersamsten Vermuthungen überläßt, so ist der Mann bereits zu der Stelle gelangt, wo die Composition über die Gestaltung der Hauptmomente keinen Zweifel gestattet und nur noch das Nebensächliche, Episodische, Secundäre im Dunkeln läßt.

Wird der Mann aus dieser durch eine leichte Wahrscheinlichkeitsberechnung zu findenden Bahn gleichwohl herausgeworfen, so ist es weit seltener ein glückliches als ein unglückliches Ereignis, das wie ein **deus ex machina** in die normale Entwickelnng eingreift und somit wirkliche Ueberraschung bringt.

Wenn der Jüngling daher in Bezug auf seine Lebensgestaltung ungeduldig, fortschrittlich, radical gesinnt ist, so wohnt dem Manne hier ein conservativer Zug inne, der mit den Jahren immer schärfer zu tage tritt, und dann wohl als

Bequemlichkeit, oder als die Eigenart des Gewohnheitsmenschen bezeichnet wird.

Seiner inneren wie äußeren Situation entsprechend wird der begabte und einsichtsvolle Mann, der die Jagd nach dem Glücke, wie sie von dem Jüngling betrieben wird, als eitel erkannt, und das Thörichte einer Gemüthsverfassung, die nur in der Zukunft lebt, richtig durchschaut hat, zu einem vernünftigen und besonnenen Genießen der Gegenwart neigen — der Art und Weise des Kindes entsprechend, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Folge einer bewußten Reflexion ist, was dort naiv aus der glücklichen Veranlagung der Seele herausblüht. Beschränkte Menschen dagegen setzen auch noch im Mannesalter — oft im Widerstreit mit den vereinzelten leisen Mahnungen einer besseren Erkenntniß — die unaufhörliche Jagd nach dem Glücke fort, wenn auch nicht mehr nach jenem

unbestimmten, traum- und nebelhaften Glücke des Jünglings, so doch nach einzelnen concreten Formen, unter denen sie das Glück begreifen, wie z. B. Luxus und Wohlleben, Ruhm, äußere Ehre, Macht zc.

Wo solche Ziele maßvoll und ohne Beeinträchtigung dessen verfolgt werden, was die Gegenwart an unsere Lebensweisheit zu fordern hat, da möge man sie als Motive einer eifrigen Thätigkeit gelten lassen; unbegreiflich jedoch bleibt es für jeden denkenden Menschen, wie ihrer Befolgung so weit ausarten kann, daß die Gegenwart, die doch das einzig Reale ist, geradezu verschmäht und mißachtet wird.

Mit Recht sagt der französische Schriftsteller Gustav Droz:

„Ich habe immer über die Leute lachen müssen, die so mit verhängten Zügeln durch's Leben jagen — die Nüstern gebläht und das

fiebernde Auge auf die Ferne des Horizontes gerichtet. Man meint, die Gegenwart brenne ihnen unter den Füßen; man sagt ihnen wohl: ‚So wartet doch einen Augenblick und steigt einmal ab, trinkt ein Glas von diesem köstlichen goldenen Wein, plaudert ein wenig mit uns, laßt uns ein bißchen lachen, küßt einmal euer liebes Kind da!‘ Sie schütteln den Kopf. ‚Unmöglich!‘ antworten sie; dort unten in der Ferne werd' ich erwartet; ‚dort unten will ich plaudern, dort unten will ich einen kostbaren Wein trinken, dort unten will ich mich der Liebe zu meinen Kindern widmen, dort unten werde ich glücklich sein . . .‘ ‚Dort unten!‘ Und wenn sie wirklich ‚dort unten‘ angekommen sind, wenn sie keuchend und an allen Gliedern zerschlagen den Lohn für ihre Mühe beanspruchen, dann giebt ihnen das Schicksal gewöhnlich die höhnische Antwort: ‚Die Casse ist zu.‘ Die Zukunft verspricht,

aber nur die Gegenwart zahlt; sie allein hat die Schlüssel zur Casse; also muß man bestrebt sein, mit ihr auf gutem Fuße zu leben."

Da kennt doch der gute, köstliche Onkel Benjamin des noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten französischen Humoristen Claude Tilier eine gediegenere Lebensweisheit, als diese unverbesserlichen Narren der Zukunft. „Für ihn," so schildert uns der Verfasser die Eigenart seines Helden — „für ihn war die Vergangenheit nichts mehr, und die Zukunft noch nicht etwas; er verglich die Vergangenheit mit einer leergetrunkenen Flasche und die Zuknnft mit einem Huhn, das ungebraten am Spieße steckt. ‚Was liegt mir daran,' sagte er, ‚was seinerzeit einmal in der Flasche gewesen ist? Und das Huhn — weshalb soll ich mich selber braten lassen, um es bald hier, bald dort an's Feuer zu schieben? Vielleicht, wenn es gar gebraten und der Tisch

gedeckt ist, bin ich einer, der mit ißt; vielleicht aber auch, wenn ich schon die Serviette umgethan habe, erscheint irgend ein Biest und schleppt mir das dampfende Huhn in seinen Zähnen hinweg.'"

Diese vernunftgemäße Schätzung der Gegenwart ist eines der ersten Kriterien eines gereiften Charakters; die Spruchweisheit aller Nationen wird nicht müde, sie als solche zu preisen.

So lautet ein Epigramm von Paul Heyse:

„Am ewig Gestrigen klebt der Philister,
Wenn der Phantast des ewig Künft'gen harrt.
Der wahre Mensch: ein Kind des Geistes ist er,
Der war und wird in ew'ger Gegenwart."

Und bei Friedrich Halm heißt es:

„Die ihr schätzt nur, was vergangen,
Die ihr nur der Zukunft harrt,
Ach, vergeßt nicht, traumbefangen,
Daß das Leben Gegenwart!"

„Es ist durchaus thöricht,“ sagt Arthur Schopenhauer, „eine gute Stunde von sich zu stoßen oder sie sich muthwillig zu verderben aus Verdruß über das Vergangene oder Besorgniß wegen des Kommenden.“

Unermüdlich ist namentlich Horaz in diesen Predigten für die Rechte der Gegenwart. „Quid sit futurum cras, fuge quaerere,“ — wendet er sich beim Anblick des winterlich beschneiten Soracte an seinen Freund Thaliarchus — „Vermeide nach dem zu forschen, was morgen sein wird!“ — „Genieße den Tag!“ mahnt er die zukunftsbange Leukonoe, die bei den Chaldäern und Mathematikern zu erforschen bemüht war, wie lang sie zu leben habe; „genieße den Tag und schenke dem Künftigen möglichst wenig Vertrauen!“ — In der berühmten Ode „Eheu, fugaces . . .“ schildert er dem Posthumus die Vergänglichkeit des Daseins und die Thorheit,

innerhalb dieser knappen Zeitspanne eine Theorie zu befolgen, die nur dann berechtigt wäre, dafern wir ewig lebten. Es sei uns gestattet, einige Strophen dieser Ode zu reproduciren, und zwar in freier metrischer Uebertragung.

Der Dichter singt:

„O Posthumus, die flücht'gen Jahre schwinden,
Und kein Gebet verzögert ihren Lauf.
Die Liebe selbst kann nur für Tage binden
Und hält zuletzt den blassen Tod nicht auf.

Die traute Heimat müssen wir vergessen,
Der Gattin Kuß, der Freunde Spiel und Sang,
Und nur die düstern Zweige der Cypressen
Begleiten uns auf unserm letzten Gang.

Ein Fremder naht, für den du thöricht spartest,
Und setzt sich fest im wohlbestellten Haus.
Weißt du? den Wein, den sorgend du verwahrtest,
Das Prachtgewächs? Dein Erbe kneipt ihn aus."

Hand in Hand mit dem verständnißvollen Genusse der Gegenwart geht das Beseitigen der spes longa, der langen, weit ausblickenden

Hoffnung, des Plänemachens. Das Mannesalter, das schon so hundertfältig erlebt hat, wie wenig die spätere Gestaltung der Dinge solchen Voranschlägen entspricht, hat eingesehen, daß „vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam,“ — daß die kurze Lebensfrist uns verbietet, weitsichtige Hoffnungen in Angriff zu nehmen.

„Ueberhaupt,“ sagt der Frankfurter Philosoph, „ist es eine der größten und häufigsten Thorheiten, daß man weitläufige Anstalten zum Leben macht, in welcher Art auch immer dies geschehe. Bei solchen nämlich ist zuvörderst auf ein ganzes und volles Menschenleben gerechnet, welches jedoch sehr wenige erreichen. Sodann fällt es, selbst wenn sie so lange leben, doch für die gemachten Pläne zu kurz aus, da deren Ausführung immer sehr viel mehr Zeit fordert, als angenommen war; ferner sind solche, wie alle menschlichen Dinge, dem Mißlingen, den Hinder-

nissen so vielfach ausgesetzt, daß sie sehr selten zum Ziel gebracht werden können. Endlich wenn zuletzt auch alles erreicht wird, so waren die Umwandlungen, welche die Zeit an uns selbst hervorbringt, außer Acht und Rechnung gelassen, also nicht bedacht worden, daß weder zum Leisten noch zum Genießen unsere Fähigkeiten das ganze Leben hindurch vorhalten. Daher kommt es, daß wir oft auf Dinge hinarbeiten, welche, wenn endlich erlangt, uns nicht mehr angemessen sind, wie auch, daß wir mit den Vorarbeiten zu einem Werk die Jahre hinbringen, welche dieweilen unbemerkt uns die Kräfte zur Ausführung desselben rauben. So geschieht es denn oft, daß der mit so vieler Mühe und vieler Gefahr erworbene Reichthum uns nicht mehr genießbar ist und wir für andere gearbeitet haben; oder auch, daß wir den durch vieljähriges Treiben und Trachten endlich erreichten Posten auszufüllen nicht mehr

imstande sind: die Dinge sind zu spät für uns gekommen. Oder auch umgekehrt, wir kommen zu spät mit unseren Dingen; da nämlich, wo es sich um Leistungen oder Productionen handelt: der Geschmack der Zeit hat sich geändert, ein neues Geschlecht ist herangewachsen, welches an den Sachen keinen Antheil nimmt."

Dieses „Zu spät" ist überhaupt der Fluch, der so hundertfältig gerade auf unserem stärksten Wünschen und Wollen lastet. August von Platen sagt:

„Zwar kommt Erhörung oft geschritten
Mit ihrer himmlischen Gewalt:
Doch dann erst hört sie unsre Bitten,
Wenn unsre Bitten längst verhallt."

Sie reicht uns die Perlen in der Wüste des Alters, wenn einige Datteln der Erquickung uns lieber wären; sie bescheert dem einen die Zähne ohne den Braten, und dem anderen den Braten,

wenn ihm die Zähne längst ausgegangen; sie hat oft die Laune jener Glücksgöttin, die bei Verloosungen dem Junggesellen ein Dutzend Kinderhäubchen, der jungen Dame ein Büchschen mit Bartwichse und dem Gelehrten ein Spielzeug zu Füßen legt. Ein Erfolg, der den Fünfundzwanzigjährigen hoch beglückt hätte, läßt den Vierzigjährigen oft kalt und gleichgültig. Die Erkorene des Jünglings, die er nicht heimführen kann, weil ihm die Mittel zur Selbständigkeit fehlen, ist nur noch ein Schatten von dem, was sie war, wenn der Sechsunddreißigjährige endlich im Stande ist, ihr die Hand zum Lebensbunde zu reichen; und der Traum so vieler Jahrzehnte, die italienische Reise, die der junge Poet vergeblich ersehnte, wird dem Sechzigjährigen, der nun endlich diesen Wunsch sich gewähren kann, eine Last, die ihn mit seufzender Begehrlichkeit an sein Heim und die behaglichen Nachmittagsstunden im Lehnsessel zurückdenken läßt.

Das Mannesalter ist, wie bereits angedeutet, diejenige Epoche, in welcher der Typus Mensch den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht. Diese Wahrheit findet ihren Ausdruck in der sprachgeschichtlichen Thatsache, daß viele Idiome, zumal die romanischen, für die Begriffe „Mann" und „Mensch" ein und dasselbe Wort haben. Dem Italiener ist sein uomo, dem Spanier sein hombre, dem Portugiesen sein homem, dem Franzosen sein homme nicht nur das männliche Individuum in seiner Vollkraft, nicht nur das männliche Individuum überhaupt, sondern die Gattung. Auch die englische Sprache hat „man" im Sinne von „Mann" und „Mensch", und die Menschheit ist ihr „mankind", das Manngeschlecht.

Das Mannesalter repräsentirt körperlich wie geistig die vollkommenste Leistungsfähigkeit, deren der Mensch fähig ist, wenn auch in einzelnen Kraftäußerungen das Jünglingsalter ihm schein-

bar überlegen ist. Es waltet hier zwischen dem Jünglingsalter und dem Mannesalter ungefähr das gleiche Verhältniß ob, wie zwischen der französischen Armee und der deutschen. Die französische Armee entwickelt vielleicht einen größeren Elan in den ersten Stadien des Angriffs; die deutsche aber ist ausdauernder und behauptet somit in der Summe ihrer Leistungsfähigkeit ohne Zweifel den Vorrang.

Das Mannesalter ist die Zeit der geregelten Thätigkeit, des klaren, zielbewußten, kräftigen Schaffens, des materiellen und geistigen Kampfes. Während der Jüngling die Klinge schleift und sich erst im Geiste die Fehden ausmalt, in denen der blitzende Stahl sausen soll, tritt der Mann dem großen Widersacher, Dasein genannt, fest und muthig entgegen. Er sucht nicht den Kampf, er besteht ihn. Der Jüngling will hinaus, der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, wie Schiller singt.

Das Mannesalter gründet das Haus, den Schauplatz der künftigen Familie, den eigentlichen Angelpunkt der Gesellschaft. Von den Streifzügen seiner Berufsthätigkeit heimkehrend, findet der Mann hier die Stätte der Rast, der Erholung, der Kräftigung. Die Gewitterstürme der Jünglingsliebe sind vorübergebraust; nicht mehr die Tropensonne der Leidenschaften, sondern ein milderes Licht strahlt hernieder von dem sanfteren Himmel der Häuslichkeit. Schon zu Anfang der dreißiger Jahre ist der Mann empfänglich für den ganzen Zauber des „home", und zwar um so mehr, je weiter und tiefer er bis zur Stunde in's Leben geblickt hat, je größer die Irrfahrt, die ihn von dannen geführt durch alle Fernen des Raumes und des unersättigten Strebens.

Weiter oben bereits haben wir dargethan, wie und warum gerade das früheste Mannes-

alter so leicht den Charakter einer gewissen Ernüchterung, einer weltschmerzlichen Blasiertheit annimmt. Der Mann kennt seinen Weg, und fest überzeugt, daß nichts wesentlich Neues mehr seine Bahnen durchkreuzen wird, schreitet er wohl oder übel vorwärts. Da tritt aber dennoch ein Neues in diese scheinbar so fertige Existenz, ein Neues, das, rein philiströs gesprochen, ein sehr Alltägliches, aber dennoch ein Wunder ist, ganz geeignet, dem geist- und gemüthstiefen Menschen die großen Räthsel des Daseins unmittelbar vor die Seele zu rücken, und ihn mit jenem Staunen zu füllen, das der Anfang aller Philosophie ist — ein Ereigniß, das völlig ungeahnte Empfindungen wachruft und nicht selten Charaktereigenschaften zu Tage fördert, die bis dahin gleichsam unter der Asche lagen. . . Der Mann wird Vater.

Alle Schriftsteller, die jemals über dieses

Ereigniß geschrieben, stimmen darin überein, daß ihm zunächst etwas Phänomenales, Verblüffendes innewohnt. Georg, der Held in dem Freytag'schen Roman „Marcus König", wird gleichsam von religiösem Staunen ergriffen, da er, nach Hause zurückkehrend, ein Wesen vorfindet, das vorher nicht da war. Der Verfasser von „Das Tagebuch eines Vaters" ergeht sich in folgenden Versen:

„Ein Ich, ein Glied im Ring der Wesen,
Des End' und Anfang Niemand mißt,
Bist du, und bist doch nicht gewesen:
Du warst noch eben nicht und bist!

Ich stand vereinsamt und verlassen,
Und plötzlich lacht mich hold und mild
— Wer kann das süße Räthsel fassen? —
In dir mich an mein eignes Bild!"

In seiner Skizze „Mein Erstgeborener" schreibt Gustav Droz:

„Niemals werde ich den Eindruck vergessen,

den mir die Erscheinung dieses fremden und doch so vertrauten Wesens machte, das so plötzlich in die Familie hineingeschneit kam. Wir hatten ja lange davon geträumt und geplaudert; ich hatte mein liebes Kind im Geiste gesehen, wie es Reif spielte, wie es mich am Schnurrbart zerrte, wie es seinen ersten Schritt wagte; oder auch im Arm seiner Amme, wie es sich, einer kleinen naschhaften Katze vergleichbar, mit Milch vollpfropfte. Aber dennoch: der Eindruck jetzt war so eigenthümlich, so fremdartig, daß er nur für den verständlich ist, der ihn selber empfunden hat. Dieses kleine Wesen, das mir gehörte, erregte mich unbeschreiblich. Ich fühlte mich Angesichts dieses Räthsels förmlich betäubt; ich war wie angedonnert, dem Künstler vergleichbar, der durch die unbewußte Gabe des Genius ein Meisterwerk vollendet."

In dieser unbeschreiblichen Empfindung kündet sich das Eintreten eines Factors an, der für

die vorschauende Phantasie zwar nicht neu gewesen, der aber neu sein wird in Beziehung auf seine Wirkung.

Von dem Augenblicke, da der Mann Vater geworden, bekommt sein Leben — wenn auch nicht, wie das des Weibes, das Mutter wird, einen völlig veränderten — aber doch einen wesentlich modificirten Inhalt. Vorläufig, wenn das erste Staunen über die neue Rolle verschwunden ist, geht es noch langsam mit dieser Neugestaltung. Die Mutter liebt ihr Kind von dem ersten Momente seiner Geburt; man möchte glauben, um mit Victor Hugo zu reden, sie erkenne es beim ersten Schrei wieder; ihr Lächeln sagt: „Ja, es ist's." Die Neigung des Vaters dagegen wurzelt zunächst mehr in der Reflexion, als in den unmittelbaren Regungen des Instinktes. Seine Liebe muß sich entwickeln; sie muß von dem Kinde gleichsam erobert werden. Die

physische Ungelenkigkeit und Plumpheit, mit der sich die meisten Männer benehmen, wenn es einmal ausnahmsweise gilt, ihrem ganz kleinen Kinde eine Handreichung zu leisten, es auf den Arm zu nehmen 2c., ist das richtige Spiegelbild jener moralischen Ungelenkigkeit, die noch im Widerstreite mit allerlei Empfindungen steht, von denen die Mutter nichts weiß. Der Vater findet sein neugeborenes Kind in der Regel häßlich, die Mutter findet dies nie. „Bei der Würde eines Papa," sagt Gustav Droz, „giebt es ein Noviziat, bei der einer Mama giebt es keines. Und dennoch will die Natur, daß die Liebe dieses armen, ungeschickten Vaters allmählich erworben werde. Er soll an seinem neuen Beruf Geschmack gewinnen und nicht gar zu lange in der Stellung eines Rekruten verbleiben. Und die Natur sorgt hier für die nöthige Beschleunigung des Avancements. Der Papa wird definitiv Corporal an

dem Tage, an welchem das Kind seine ersten Silben stammelt. Man muß gestehen, es ist außerordentlich süß, dieses erste Lallen des Kindes, und das ‚Pa ... Pa ...' des kleinen Wesens scheint vortrefflich geeignet, in's Gemüth einzudringen. Ist es nicht wunderbar, daß so das erste Lallen gerade das tiefste und zärtlichste Gefühl der Menschheit ausdrückt? Ist es nicht rührend, wie dieses kleine Geschöpf gleichsam von selbst das Wort findet, das den, dessen es am meisten bedarf, am zuverlässigsten rühren soll? Das Wort, das zu sagen scheint: ‚Ich gehöre dir; liebe mich! Gieb mir ein Plätzchen in deinem Herzen, öffne mir deine Arme! Du siehst, ich bin noch gar schwach und unerfahren, aber immer denke ich an dich. Ich gehöre zur Familie, ich werde an deinem Tisch essen und deinen Namen tragen. ... Pa ... Pa ...' Wie mit einem Schlage hat so das Kind die zartesten und fein-

sten aller Schmeicheleien nnd Liebkosungen gefunden; es debütirt mit einem wahren Meisterstück. Ach, das reizende Kind! ‚Pa . . . Pa . . .‘ Noch höre ich seine zögernde Stimme, noch sehe ich die beiden rosigen Lippen sich heben und senken. Wir knieten alle um ihn herum. ‚Sag's noch einmal‘, rief man ihm zu, ‚sag's noch einmal, Hänschen! Wo ist dein Papa?‘ Und der kleine Bursche lachte, wandte die Augen nach mir und streckte mir die Arme entgegen. Ich küßte ihn, und ich fühlte, wie zwei große Thränen mir über die Wangen liefen. Von diesem Augenblick an war ich ein echter, ein wahrer Papa. Ich hatte die Taufe empfangen.“

Die Physiognomie des weiteren Mannesalters hängt nun wesentlich von dem Stadium ab, in welchem sich die Entwickelung der Kinder befindet. Die Sprache wäre hier vollkommen im Recht, wenn sie für den jungen Vater, dessen

Kinder erst wenige Jahre zählen, eine andere Bezeichnung erfände, als für den Vater mit erwachsenen Söhnen, oder gar für den, dessen Haus nach erfolgter Verheirathung seiner Kinder sich wieder geleert hat — denn grundverschieden ist in jedem dieser drei Fälle die äußere Gestaltung der Existenz, grundverschieden die Pflichten, die Freuden, die Sorgen und die Kümmernisse des Mannes. Wenn die Sprache gleichwohl darauf verzichtet hat, so beruht dies darauf, weil die innere Physiognomie des Mannesalters trotz all dieses äußeren Wechsels keine Veränderung erleidet, die etwa dem Unterschied zwischen dem Mannes- und dem Jünglingsalter auch nur entfernt an die Seite zu stellen wäre.



IV.

Das Greisenalter.

Langsam, wie sich der herbstliche Wald in den winterlichen verwandelt, geht das spätere Mannesalter in die letzte Epoche unseres Lebens über — in das Greisenalter. „Nicht etwas jählings," — heißt es in einem Epigramme Karl Gutzkow's — „mit Sturm und mit Hagelwettern — Tritt dir das Alter entgegen; — Ach nur mählings — wie der stete Regen — Von herbstlichen Akazienblättern . . ."

Eine psychologische Betrachtung des Greisenalters wird im wesentlichen den Charakter einer Vertheidigung gegen die hergebrachte Auffassung annehmen, als sei diese Epoche unter sämmtlichen Lebensaltern die traurigste. Bei vorurtheilsloser

Prüfung erkennt man nämlich, daß eine Reihe von Uebeln und Mißständen, die man als dem Greisenalter unbedingt inhärirend ansieht, nur die Folgen individueller Mißverhältnisse, keineswegs aber naturgemäß im Lauf der Dinge begründet sind.

Wenn wir im folgenden die Eigenthümlichkeiten des Greisenalters näher beleuchten, so haben wir selbstverständlich das normal entwickelte, durch die Thorheiten der früheren Lebensepochen nicht beeinträchtigte und geschwächte, körperlich und geistig gesunde Greisenalter im Auge — genau ebenso, wie unsere Betrachtung des Jünglingsalters nur den gesunden Jüngling im Auge hatte. Der Umstand, daß ein Greisenalter, wie es sein soll, weit seltener ist als ein blühendes, kraftstrotzendes Jünglingsalter, kann das Recht dieser Betrachtungsweise nicht aufheben.

Cicero theilt in seinem Werke De Senectute die Uebelstände, die man gemeinhin dem Greisenalter zum Vorwurf macht, in vier Kategorieen. Es empfiehlt sich, diese Eintheilung beizubehalten, wenn auch im Allgemeinen aus der Schrift des berühmten Rhetors wenig zu holen ist; denn es fehlt, was z. B. die flüchtigsten Bemerkungen Arthur Schopenhauer's in so hohem Grade auszeichnet: die Wahrheit und die Tiefe der concreten Beobachtung, der eigentliche philosophische Untergrund, mit einem Worte, die intuitive Genialität.

Die Gründe, aus denen das Greisenalter nach Cicero als hinter den übrigen Lebensepochen zurückstehend aufgefaßt wird, sind: Erstens, weil es die Leistungsfähigkeit in allen geschäftlichen Dingen, in Staat und Gesellschaft 2c. verringert (quod avocet a rebus gerendis); zweitens, weil die körperlichen Kräfte und die Gesundheit

nachlassen (quod corpus faciat infirmius); drittens weil die Genußfähigkeit schwindet (quod privet omnibus fere voluptatibus), und viertens, weil es den Tod in Perspektive hat (quod haud procul absit a morte). Betrachten wir diese vier Momente der Reihe nach.

Die große Enttäuschung, die im ersten Mannesalter beginnt und im Greisenalter die volle, durch kein Wölkchen der Illusion mehr getrübte Klarheit erlangt hat, prägt allerdings dieser Lebensepoche, wie in allen menschlichen Dingen, so auch im Punkte des Ehrgeizes und des Jagens nach äußeren Glücksgütern den Stempel einer ruhigen Entsagung auf.

Der Greis hat noch in höherem Maße als der Mann die Einsicht gewonnen, daß der Ruhm ein Phantom ist; daß die Macht und die Herrschaft ebensowenig das Glück gewährleisten wie der Reichthum; daß auch der relative Werth dieser

Güter in demselben Verhältniß schwindet, wie die Zeitspanne, die der Mensch noch vor sich hat, kleiner und kleiner wird. Er neigt daher jenem friedlichen Quietismus zu, der im ruhigen Genusse der eigenen Persönlichkeit das zu finden bestrebt ist, was ihm alle Schätze der Welt nicht gewähren konnten — und nur Ein Gedanke berührt ihn peinlich: in so hohem Alter nochmals genöthigt zu sein, den Kampf um die äußeren Bedingungen der Existenz wieder aufzunehmen. Der Greis will nicht mehr hinzu erwerben, er will zusammen halten; er verlangt nicht sowohl nach neuen Ehren und Würden, als nach dem ungekränkten Besitz der vorhandenen. Hieraus erklärt sich z. B. die Neigung des höheren Alters zu ängstlicher Sparsamkeit, ja zum Geiz, dem jedoch keineswegs eine positive Habgier parallel geht.

Das Zurücktreten von den „rebus geren-

dis" beruht daher im wesentlichen auf den freien Entschlüssen des Greisenalters, nicht auf einer inneren Nothwendigkeit.

Ueberdies haben wir tagtäglich Beispiele vor Augen, daß hochbetagte Männer, deren Veranlagung weniger eine kontemplative als eine thätige und namentlich nach außen hin thätige ist, trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre in rebus gerendis sehr lebhaft activ sind — wenn auch nicht in dem Sinn einer vorwiegend körperlichen Activität, wie sie den Jünglingsjahren angemessener ist. Mit Recht behauptet Cicero, wer die Leistungen des Greisenalters in rebus gerendis zu gering anschlage, der gleiche demjenigen, der bei der Schifffahrt den Steuermann für unthätig und bedeutungslos halte, weil dieser ruhig beim Steuer sitze, während die Matrosen Mastbäume aufrichten, Segel reffen oder aus dem unteren Schiffsraume

das Wasser herausschöpfen. „Das Alter leistet nicht das, was die Jugend leistet, aber es leistet unter Umständen Größeres und Besseres. Nicht körperliche Kräfte, nicht Schnelligkeit und leibliche Gewandtheit bringen die großen Thaten zu Stande, sondern die Einsicht, die kluge Erwägung, die weise Erfahrung; diese Eigenschaften schwinden jedoch nicht nur nicht im Greisenalter, sondern sie wachsen. Wäre dies nicht der Fall, würden dann unsere Vorfahren die höchste politische Körperschaft als die Versammlung der Alten (senatus) bezeichnet haben?"

In der That kann im Sinne Cicero's die Behauptung aufgestellt werden, daß die eigentliche Entscheidung über die Geschicke der Menschen in Staat und Gesellschaft von Leuten ausgeht, die sich im höheren Mannesalter, wenn nicht im Greisenalter befinden.

Nach Beispielen brauchen wir nicht lange

zu suchen. Wer denkt hier nicht alsbald an Kaiser Wilhelm, den Neunzigjährigen, an seine vertrauten Rathgeber Moltke und Bismarck? Auch Thiers war ein betagter Greis, als er zum Präsidenten der französischen Republik erwählt wurde. Wie bezüglich dieser leitenden Positionen, so ließe sich auch in den einzelnen Ressorts unserer Culturstaaten der Nachweis liefern, daß die einflußreichsten Posten vielfach mit Greisen besetzt sind. Diese Thatsache ergiebt äußerlich aus den Regeln des Avancements; innerlich aber leitet sie ihre Berechtigung aus dem Umstande, das dem gesunden Greisenalter ein geringerer Egoismus und eine größere Erfahrung und Einsicht inne wohnt, als den früheren Lebensepochen. Auch der Umstand kommt mit in Betracht, daß der Greis in dem langen Leben, auf das er zurückblickt, so manche Umwälzung und Veränderung gesehen hat, die

sich als Verbesserung ankündigte, ohne eine solche zu sein; daher er denn projektirten Neuerungen gegenüber weit weniger sanguinisch fühlt als der jüngere Mann, und demgemäß im wesentlichen conservativ ist. Mag dies in einzelnen Fällen den Nachtheil haben, daß eine wirkliche Verbesserung langsamer in Scene gesetzt wird, als dies im Interesse der Allgemeinheit erwünscht wäre, so wird dieser Nachtheil doch durch den ungleich größeren Vortheil aufgewogen, daß leichtfertige und schädliche Neuerungen nach diesen Grundsätzen außerordentlich erschwert und in concreto oft so lange hingehalten werden, bis auch der jüngere und stürmischere Theil der Gesellschaft sich von deren Nutzlosigkeit oder Zweckwidrigkeit überzeugt hat; wie denn überhaupt bei wichtigen, tief einschneidenden Fragen ein gewisser conservativer Zug vom eudämonistischen Standpunkte günstiger ist, als ein ultra-

activer. Schon im bloßen Privatleben empfiehlt Schopenhauer den Grundsatz, überall da, wo nicht zweifellos in der Veränderung eine Verbesserung liege, dem „quieta non movere“ zu huldigen, dem Aufrechterhalten des status quo, da sonst die vermeintliche geringfügige Verbesserung sehr leicht zu einer wesentlichen Verschlechterung führen könne. Cicero sagt geradezu, die großen Staatswesen seien allenthalben in der Geschichte von den Jünglingen erschüttert und zu Grunde gerichtet, von den Greisen gestützt und wiederhergestellt worden. In einem Lustspiele des Naevius fragt ein Fremdling: „Sage mir doch, wie kam es, daß Euer Gemeinwesen so schnell zu Grunde ging?“ — Und der Bürger antwortet: „Es erstanden neue Redner, törichte Jünglinge — **stulti adolescentuli** — oder, wie hier am besten zu übersetzen wäre: ‚dumme Jungen‘. — Denn —

heißt es bei Cicero — die Unbesonnenheit ist der Grundzug des Jugendalters, die Klugheit der des Greisenalters." — Er setzt hier natürlich voraus, daß es sich um greise Repräsentanten des vollentwickelten homo sapiens, nicht um altgewordene Mikrocephalen handelt.

Der zweite Mißstand, der gemeinhin dem Greisenalter zur Last gelegt wird, ist das Nachlassen der Körperkräfte und der Gesundheit.

Hier muß unterschieden werden.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß ein fünfundsiebzigjähriger Greis, und wäre er der gesündeste und der kräftigste, nicht im Stande ist, etwa im Wettlaufe oder im Ringkampfe mit einem dreißigjährigen Mann von sonst gleicher Körperconstitution zu wetteifern. Die körperlichen Kräfte und zumal die Gewandtheit im Gebrauche derselben erfahren also eine Herabminderung. Es fragt sich jedoch, einmal, ob diese Herab-

minderung gerade für das Greisenalter charakteristisch, und ferner, ob dieselbe vom Standpunkte des subjektiven Behagens irgendwie von Belang ist.

Die erste Frage muß entschieden verneint werden; denn das mittlere Mannesalter befindet sich hier häufig bereits in derselben Lage; ja man findet nicht selten, daß Männer, die mit vierzig und fünfzig Jahren etwas corpulent und bequem geworden, im höheren Alter wieder elastischer werden.

Die zweite Frage kann nur von dem bejaht werden, der den Begriff der körperlichen Kraft mit dem der Gesundheit verwechselt. Wenn das subjektive Behagen von dem größeren oder geringeren Maß der körperlichen Kraft und Gewandtheit abhinge, so müßten wir den Herkules der Meßbude, der einig Centner stemmt, für den glücklichsten, einen zartgebauten Jüng-

ling, der seine Befriedigung wesentlich in Kunst und Wissenschaft sucht, für unglücklich halten. In Wirklichkeit aber stehen diese Dinge durchaus nicht in Wechselbeziehung. Auch der Umstand, daß der Greis ehedem die größere Kraft besessen und nun verloren hat, ist nicht wesentlich, denn dieser Verlust war kein plötzlicher, sondern ging allmählich und ganz unmerklich von statten. Insoweit also die Verminderung der körperlichen Kräfte nur die normale, dem höheren Alter angemessene ist, bleibt sie für das Behagen vollständig gleichgültig.

Anders verhält es sich mit dem Schwinden der körperlichen Gesundheit. Dieser Uebelstand würde allerdings schwer in's Gewicht fallen. Wenn sich jedoch auf der einen Seite nicht leugnen läßt, daß eine gewisse Gebrechlichkeit in vielen Fällen die Begleiterin des höheren Alters ist, so kann auf der anderen Seite nicht scharf genug

betont werden, daß diese Begleiterin dem Greisenalter keineswegs naturgemäß inhärirt.

Ein gesunder Mensch, der in den Jünglingsjahren nicht durch vernunftwidrige Tollheit, in den Mannesjahren nicht durch übermäßige Anstrengung oder Sorge seine Gesundheit geschwächt hat, der jederzeit eine angemessene Ernährung genossen und auch sonst die Grundsätze der Kalobiotik bewußt oder instinktiv beobachtet hat, wird sich auch als Greis — unvorhergesehene Zwischenfälle abgerechnet — einer guten Gesundheit erfreuen, und dieses Glück mit um so größerem Wohlgefühl auskosten, als die Abwesenheit bedeutender Leidenschaften ihm auch jene vorübergehenden Erschütterungen erspart, die namentlich das frühere Lebensalter so häufig heimsuchen. Der in sich vollendete Greis kennt weder das bange, brustbeklemmende Herzklopfen des Jünglings, noch die glühende Stirn

des zorndurchloderten Mannes; sein körperliches Befinden hat ungefähr die Physiognomie eines klaren Octobertages, der das Behagen weit mehr begünstigt, als der unbeständige April oder der sengende Juli.

In's Capitel der Gesundheit gehört auch das Abnehmen der Sinne, das sich im Greisenalter zwar häufig genug findet, aber doch entweder nur in geringem, sehr erträglichem Maße, oder als die Folge einer vernunftwidrigen Lebensweise.

Darf der Gelehrte, der Jahrzente lang die halben Nächte hindurch bei seiner trüben Studirlampe gesessen, graue Pergamente entziffert oder elend gedruckte Scharteken durchstöbert hat, verwundert sein, wenn die Augen ihm diese fortgesetzte Mißhandlung schließlich heimzahlen und den Dienst verweigern?

Dem Abnehmen der Sinne geht im Greisen=

alter häufig ein anderer Mangel parallel; das Abnehmen des Gedächtnisses. So lautet wenigstens die Klage vieler betagter Leute, und namentlich auch ihrer Umgebung. Bei genauerer Prüfung wird sich jedoch in den meisten Fällen die Abnahme des Gedächtnisses als eine scheinbare nachweisen lassen. Cicero führt zur Entkräftigung dieses Vorwurfs einige Thatsachen an, „die ein Greis schwerlich vergessen wird“; die Erklärung jedoch, weshalb ein Greis diese Dinge im Gedächtniß behält, bleibt er uns schuldig. Er sagt: „Ich glaube nicht, daß jemals ein Greis vergessen wird, wo er sein Geld aufhebt, was er für Bürgschaften übernommen hat, wer ihm etwas schuldet, oder wem er etwas schuldig ist.“ Ganz richtig. Das wird ein Greis nicht vergessen. Aber den Namen eines neuen Bekannten, den ihr ihm vorstellt, oder die Erfüllung einer Gefälligkeit, um die ihr ihn ange-

gangen, oder die Nummer des Hauses, in welchem sein Schneider wohnt, und hundert ähnliche Dinge vergißt er mit einer Consequenz, die euch fast die Vermuthung aufdrängt, als besitze er überhaupt kein Gedächtniß mehr.

Und doch erklärt sich diese Vergeßlichkeit sehr einfach.

Mit der sich vergrößernden Summe seiner Erfahrungen tritt an den Greis nur noch wenig Neues heran, daher die Einzeldinge mit dem wachsenden Alter immer mehr an Interesse verlieren. Der Greis speichert von den Dingen, die dem Knaben und dem Jüngling wichtig erscheinen, und die der Knabe und der Jüngling deshalb mit lebendiger Theilnahme betrachtet, und späterhin häufig wieder im Gedächtniß verarbeitet, nur noch Weniges auf; er hat keine Beziehungen mehr zu diesen Erscheinungen, die dem jüngeren Alter noch wie große Ereignisse vor-

kommen. Der Mensch behält nur das im Gedächtniß, was ihm aus diesem oder jenem Gesichtspunkte des Erinnerns werth scheint; alles andere vergißt er. Ein Beispiel dürfte diesen Sachverhalt sehr schlagend erläutern. Eine Dame, die sich lebhaft für Toiletten interessirt, wird nach einer Soirée, an welcher fünfzehn Damen theilgenommen haben, noch in drei Wochen genau anzugeben im Stande sein, in welcher Robe die A und die B und die C erschienen ist; ja sie entsinnt sich vielleicht aller fünfzehn Toiletten; während ein mit viel stärkerem Gedächtniß und viel schärferer Beobachtungsgabe ausgerüsteter Mann, der indessen Besseres zu thun hat, als Schleppen und Volants zu betrachten, möglicherweise schon eine Stunde nachher nicht von einer einzigen Dame mit Bestimmtheit auch nur die Farbe ihres Costüms angeben kann.

Daß nicht etwa die Erinnerungsfähigkeit als solche im Alter nachläßt, das erhellt aus der Thatsache, daß auch der Greis sich mit vollkommenster Klarheit aller derjenigen Momente erinnert, die er seiner Zeit mit Interesse aufgefaßt und nachträglich im Gedächtniß herumgewälzt hat; so vor allem gewisser Ereignisse seiner Jünglingsjahre und seiner Kinderzeit Eine wirkliche Abnahme des Gedächtnisses müßte sich doch auch hier bemerklich machen. Die Eindrücke müßten erblassen und allmählich erlöschen. Dies ist aber nachweislich durchaus nicht der Fall. Nur eine gewisse Verminderung der Receptionsfähigkeit läßt sich dem höheren Alter mit Recht nachsagen; aber dieser Mangel wird nicht als solcher empfunden, da eine Receptionsfähigkeit, wie sie namentlich in der ersten Jugend obwaltet, für das höhere Alter kaum noch als Bedarf erscheint. Die Dinge nämlich, die

der Knabe und der Jüngling erst auffassen soll, sind jetzt bereits aufgefaßt, und ihrer ganzen Bedeutung nach in Fleisch und Blut übergegangen. Der Greis ist nicht mehr der Sammler, sondern der ruhige, wissenschaftliche Betrachter und Ordner dessen, was er gesammelt hat. Jene ausgesprochene Receptionsfähigkeit würde daher für ihn ebenso überflüssig sein, wie das Schmtteerlingsnetz für denjenigen, der damit beschäftigt ist, die einzelnen schön aufgespannten Exemplare zu rubriciren.

Daß die übrigen Geistesgaben im gesunden Greisenalter erheblich nachlassen, bedarf erst noch des Beweises.

Schopenhauer glaubt eine wenn auch zu Anfang ganz unmerkliche Verringerungen der geistigen Potenz bereits gegen das vierzigste Jahr hin annehmen zu sollen, eine Verringerung, deren minimaler Betrag jedoch reichlich

durch die immer wachsende Einsicht, den größeren Vorrath an Kenntnissen und Erfahrung, mit einem Wort, durch die größere Befähigung aufgewogen werde, das vorhandene Kraftmaß thatsächlich zu benützen.

Aehnliches gilt ohne Zweifel von der schon etwas bemerklicheren Abnahme der Geisteskräfte im Greisenalter, daher denn dieses zu einer gewissen Art von Hervorbringung minder, zu einer anderen Art in höherem Grade befähigt erscheint als die Jugend.

Künstlerische Compositionen, zu denen ein großes Quantum activer Begeisterung erforderlich ist, werden besser der Jugend, wissenschaftliche und philosophische Untersuchungen, zu denen ruhige Objektivität und ein klarer Blick über das gesammte empirische Material erforderlich ist, besser dem Alter gelingen.

Cicero führt eine Reihe von Beispielen

solcher Greise an, die noch im höchsten Alter auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit Hervorragendes geleistet haben. So erzählt er die bekannte Geschichte von dem griechischen Trauerspieldichter Sophokles, der als hochbetagter Greis von seinen Söhnen vor Gericht gestellt wurde, weil er geistig gestört, und infolgedessen unfähig sein sollte, fürderhin sein Vermögen zu verwalten. Da las der entrüstete Vater seinen Richtern den soeben vollendeten „Oedipus auf Kolonos" vor und fragte dann, ob diese Tragödie das Werk eines Schwachsinnigen sei. Der Proceß endete mit dem glänzenden Triumphe des Vaters. Cicero erwähnt ferner den Isokrates, der im 94. Jahre seinen Panathenaikus schrieb; dessen Lehrer, den Leontinus Gorgias, der 107 Jahre alt wurde und bis zum letzten Augenblicke mit regstem Geiste den Studien oblag; den Hesiod, den

Simonides, den Pythagoras, den Plato, den Kleanthes und viele Andere.

In der That dürfte sich auch anderwärts der Beweis liefern lassen, daß eine große Anzahl hervorragender, insbesondere wissenschaftlicher Werke im Greisenalter verfaßt sind, während allerdings die Meisterwerke der Phantasie in frühere Lebensepochen fallen, wie denn z. B. die besten Trauerspiele, dem Aesthetiker Ludwig Eckard zufolge, in dem Zeitraum zwischen dem 30. und 40. Jahre, die besten Lustspiele in dem zwischen dem 40. und 50. producirt werden.

Als dritten Uebelstand des Alters erwähnt Cicero die verminderte Genußfähigkeit. Auch hier läßt sich nun darthun, wie die Verminderung auf der einen Seite durch eine Vermehrung auf der anderen wenigstens theilweise compensirt wird. Keine Lebensepoche, mit Ausnahme der Kindheit, ist so befähigt für die Genüsse der

reinen Erkenntniß wie das Greisenalter — die Kindheit, weil das einzelne in der Erscheinungswelt ihr neu, und deshalb ein Gegenstand ihres rein intellektuellen Interesses, d. h. noch nicht — oder doch erst in geringerem Maße als später — Gegenstand ihres Willens ist; das Greisenalter, weil es die äußeren Dinge gleichsam aus der Sphäre des Wollens wieder entlassen hat und nunmehr auf das ganze Treiben der jüngeren Geschlechter wie aus der Vogelperspektive herabblickt, das Ganze des Lebens zu ergründen bestrebt ist, und so der Lösung des großen Räthsels um einiges näher steht; daher denn dieses, das während der Jahre des activen Kampfes oft ganz in den Hintergrund tritt, jetzt wieder an Interesse gewinnt. Das Greisenalter hat sonach, selbst bei mäßig begabten Menschen, einen Anstrich des Weisheitsvollen, des Philosophischen, des Prophetenhaften. In verwandtem

Sinne behauptet Schopenhauer: „Die ersten 40 Jahre unseres Lebens liefern den Text, die folgenden den Commentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes nebst der Moral und allen Einzelheiten desselben erst recht verstehen lehrt.“

Auch die Empfänglichkeit für den Naturgenuß scheint mit zunehmendem Alter zu wachsen. Der Mensch fühlt sich, je länger er lebt, um so mehr eins mit der großen Mutter, in deren Schooß er bald wieder zurückkehren soll . . .

Fände indeß auch nicht die im Vorstehenden erwähnte Compensation statt, so wäre es doch ein Trugschluß, das Schwinden der Genußfähigkeit, wenn es nicht mit Gebrechlichkeit und Krankheit verknüpft ist, als ein Uebel aufzufassen.

„Trinken, wenn man dürstet,“ sagt nämlich Lucian in seiner Abhandlung über die Thorheit des übermäßigen Trauerns bei dem Hinscheiden

geliebter Personen, „trinken, wenn man dürstet, ist gut; nicht dürsten aber ist besser!“ „Das Schwinden der Genußfähigkeit bedeutet doch nichts anderes, als die Abnahme dessen, was erst den Genuß ermöglicht, nämlich des Bedürfnisses, des heftigen Wollens. Der Verlust aber einer Sache, die nicht vermißt werden kann, ist kein Verlust, sonst müßte jeder, der gedürstet und seinen Durst nun gelöscht hat, über dieses Schwinden seines Bedürfnisses Unlust empfinden: gerade das Gegentheil ist aber der Fall.

Der vierte Punkt, den Cicero anführt, und den Schopenhauer als den Hauptunterschied zwischen Jugend und Alter bezeichnet, ist die Nähe des Todes (quod haud procul absit a morte). Hier nun läßt Cicero seinen Cato mit Recht ausrufen: „Eine jammervolle Persönlichkeit ist der Greis, der in einem so langen Leben den Tod nicht verachten gelernt hat! Denn es liegt klar

zu Tage: entweder ist der Tod für uns etwas Gleichgültiges, wenn er nämlich unsere Individualität völlig vernichtet: oder etwas Wünschenswerthes, wenn er unsere Seele in ein ewiges Leben einführt. Ein drittes läßt sich nicht denken. Was also habe ich zu fürchten, wenn ich nach dem Tode entweder frei von jeglicher Unlust, oder sogar selig werde? Ueberdies, wer ist so thöricht, und sei er der unreiffste Jüngling, der da behaupten möchte, er wisse, daß er auch nur bis zum Abend am Leben sein werde? Ich habe es an meinem unvergeßlichen Sohn erlebt, und du, mein Scipio, an deinen hoffnungsvollen Brüdern, daß der Tod allen Lebensaltern gemeinsam ist. Ueberdies, ihr guten Götter, was heißt denn im menschlichen Leben ‚lange‘? . . . Was überhaupt ein Ende hat, das kann mir niemals ‚lange‘ erscheinen!“

Schopenhauer, dem pessimistischen Grund-

charakter seiner Philosophie entsprechend, faßt die Sache noch anders.

Er schreibt:

„Allerdings hat man, wenn man alt ist, nur noch den Tod vor sich; aber wenn man jung ist, hat man das Leben vor sich, und es fragt sich, welches von beiden bedenklicher sei, und ob nicht im ganzen genommen das Leben eine Sache sei, die es besser ist, hinter sich als vor sich zu haben; sagt doch schon Kohelet: der Tag des Todes ist besser, denn der Tag der Geburt."

Ein weiterer Punkt sei hier noch zum Schlusse erwähnt. Alle übrigen Lebensalter sterben an Krankheiten; nur das Greisenalter wird jenes „Wohlsterbens", jener „Euthanasie" theilhaftig, jenes Hinscheidens ohne Schmerz, ohne Kampf und Zuckung, jenes Aufhörens, das ein deutscher Dichter mit dem sanften, geräuschlosen Abfallen eines herbstlichen Blattes verglichen hat.

Alle übrigen Lebensalter sterben wider die Natur, der hochbetagte Greis allein stirbt der Natur gemäß — das heißt leicht, glücklich, vor Alter, des Lebens ersättigt und ihm nicht nachseufzend. „Die Jünglinge," sagt Cicero, „scheinen mir so zu sterben wie eine lodernde Flamme, in welche plötzlich Wasser gegossen wird; die Greise wie ein Feuer, das allmählich niederbrennt und von selbst erlischt. Nur gewaltsam lassen sich die Früchte, solange sie unreif sind, vom Baume reißen; sind sie reif geworden, so fallen sie von selbst ab."

Dieses Heranreifen mag für die Betrachtung etwas wehmüthiges haben; für die Empfindung des Betheiligten hat es trotz all' dieser Wehmuth auch wieder etwas tröstliches. Das lange Tagewerk, das für die meisten doch Mühe und Arbeit ist, weckt das Bedürfniß nach Ruhe — und mit Recht vergleicht Cicero's Cato das Gefühl des

Alternden mit dem eines Schiffers, der nach langer Irrfahrt auf dem offenen Meere endlich am Horizonte das Land erblickt und sich bewußt wird, daß es nun allgemach in den Hafen geht.

Glückliche Fahrt bis zum Port! Das ist der Gruß, mit dem wir von den Lesern dieser anspruchslosen Betrachtungen Abschied nehmen.

Ferner:

Pia.

Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Dritte Auflage.

Mk. 6. Geb. Mk. 7.

Venus Urania.

Humoristisches Epos.

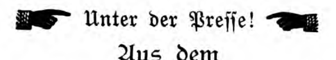
Fünfte, verbesserte Auflage.

Brosch. Mk. 2. In Liebhaber-Einband Mk. 3.

Murillo.

Ein Lied vom Guadalquivir.

Miniatur-Ausgabe in Originalband. Mk. 3.



Unter der Presse!

Aus dem

Tagebuch einer jungen Frau.

Eine Carnevalsgeschichte.

Preis Mk. 1.

C. G. Röder, Leipzig.

